Friedrich von Hardenberg

(genannt Novalis).

Eine Nachlese

aus den Quellen des Familienarchivs

herausgegeben

von einem

Mitglied der Familie.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1873.

KÖN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Vorwort.

Als eine Nachleſe führt die gegenwärtige Schrift ſich ein. Die Biographie und Charakteriſtik des Dichters, welche L. Tieck zu ſeiner Zeit geliefert hat und welche die zumeiſt benutzte Quelle der Literarhiſtoriker geworden iſt, darf im Allgemeinen als eine treue und zutreffende bezeichnet werden. Gleichwohl läßt dieſelbe erhebliche Lücken offen, ja in mancher Beziehung ſind die ausgeſprochenen Anſichten ſchief und objektiv falſch. Es geht dieß aus Documenten und Briefen hervor, die ſich theils im Familienarchiv, theils in anderweitigem Privatbeſitz befunden haben. Das Säcularjahr der Geburt des Dichters hat die Veranlaſſung dazu gegeben, die Lücken

zu ergänzen, die Irrthümer zu berichtigen. In erſter Reihe war dieß das Intereſſe der Familie, welche die Ehre hat, Novalis zu ihren Vorfahren zu zählen. Allein die romantiſche Schule, und dies hervorragende Mitglied derſelben inſonderheit, hat noch immer zahlreiche Freunde, denen durch neue Mittheilungen ſicherlich ein willkommen geheißener Dienſt geleiſtet wird. Es iſt dem Dichter im Monat Mai vorigen Jahres auf dem Friedhofe zu Weißenfels ein Denkmal geſetzt worden. Dieſem Denkmal von Stein will das gegenwärtige ſich anreihen. Es iſt der geſchickten Hand des Bildhauers gelungen, die Züge des leiblichen Angeſichts des Verklärten wohlgetroffen aus Marmor zu meißeln; möge es auch unſerm Verſuch nicht ganz mißlungen ſein, ein treues Lebens- und Charakterbild deſſelben zu entwerfen. Darauf iſt wenigſtens das Streben gerichtet geweſen.

Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel	1
Zweites Kapitel	55
Drittes Kapitel	142
Viertes Kapitel	199
Fünftes Kapitel	213
Sechſtes Kapitel	242

Erſtes Kapitel.

Man kann nur werden, inſofern man ſchon iſt. Novalis.

1.

Wenn man das Leben eines Menſchen nicht nur in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſondern vielmehr in ſeiner inneren Entwickelung darſtellen will, ſo muß man die Familie, der er entſproſſen, den Ort, welcher ſeine erſte Kindheit geſehen, alſo gewiſſermaßen den Hintergrund des Bildes, wenigſtens in einigen Zügen zeichnen; und ſo bitte ich den Leſer, ehe wir die Bekanntſchaft von Friedrich von Hardenberg machen, mir in ſein Vaterhaus zu folgen.

Im Wipperthale, an den letzten Ausläufern des Harzes, liegt ein Dorf und ſeitwärts davon ein ehe-

maliges Kloſter, welche beide Ober-Wiederſtedt heißen. Das Kloſter wurde in dem Bauernkriege hart gefährdet, und friſtete von da an nur mühſam ſeine Exiſtenz. Die letzten Bewohnerinnen deſſelben flüchteten in andre Aſyle, oder wandten ſich der evangeliſchen Kirche zu, das Kloſter ward ſäculariſirt und kam in die Hände der Grafen von Mansfeld.

Kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges kam Wiederſtedt als Pfand in den Beſitz der Herren von Blankenburg und durch Heirath der einen Tochter in die Familie der Freiherren von Hardenberg; der Sohn des erſten Beſitzers, Chriſtoph Hildebrand von Hardenberg, fügte im Jahr 1683 dem alten Kloſter einen neuen Anbau hinzu, und in dieſem Hauſe ward faſt 100 Jahre ſpäter der Mann, von dem dieſe Blätter erzählen wollen, geboren.

Sein Vater, Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg, war eine kraftvolle, feurige, ja leidenſchaftliche Natur, ein unermüdet thätiger Mann von derbem, biederen Weſen. Er war am 9. Januar 1738 geboren, hatte Schulpforta und Göttingen beſucht und praktiſch das Bergfach erlernt; auf den Wunſch ſeines Oheims und Vormunds gab er das letztere jedoch auf und trat als Auditor in die Hofkanzlei zu Hannover ein. Da jedoch dies Fach ſeinem lebhaften Geiſte nicht zuſagte, ſo nahm er im vorletzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges Dienſte in der hannover'ſchen Legion. Nach dem Frieden forderte er ſeinen Abſchied

und übernahm Wiederſtedt; viele Jahre ſpäter wurde er Director der Salinen Artern, Kösen und Dürrenberg in Sachſen.

Er war 26 Jahr alt, als er ſich mit Friederike von Oldershauſen aus Förſte im Hannover'ſchen verheirathete. Eine Schweſter ſeines Vaters, Frau von Rheden von Haſtenbeck, hatte ihm den Vorſchlag gemacht, eine der beiden Oldershauſiſchen Töchter zu heirathen. Als er dahin abreiſte, ſagte ihm die Tante: „Vetter, ich werde jetzt ſehen, ob Er geſcheidt iſt!“ und da er als Bräutigam zurückkehrte, fragte ſie ihn: „Wie heißt die Braut?“ „Friederike!“ „Nun, Vetter, dann iſt Er geſcheidt geweſen und hat die kluge, geiſtreiche der ſchönen vorgezogen!“ Er aber entgegnete lachend, er habe keine Wahl gehabt, denn die ſchöne Schweſter habe ihm bald zu verſtehen gegeben, daß ihr Herz nicht mehr frei ſei. Trotzdem war die Wahl eine ſehr glückliche, er liebte ſeine Gattin über Alles und die kluge Frau übte einen ſehr günſtigen ſänftigenden Einfluß auf ſein lebhaftes leidenſchaftliches Temperament; ihr Tod ward der Wendepunkt ſeines Lebens.

Im Frühjahr 1769 brachen in Wiederſtedt die Blattern aus. Hardenberg ging mit ſeiner jungen Frau, in deren Familie dieſe Krankheit ſchon mehrere Opfer gefordert, nach Graitz zu der ihnen befreundeten Familie des Grafen Reuß; kaum dort angekommen, brachen die Blattern bei der jungen Frau aus und

machten in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende. Sie ſtarb am 22. Mai 1769.

Ihr Tod erſchütterte den jungen Mann auf's Tiefſte; er erſchien ihm zuerſt als eine Strafe von Oben über ſein weltliches, Gott entfremdetes Herz. Er ging nach Wiederſtedt zurück, wo jetzt die Blattern mit großer Heftigkeit wütheten; binnen kurzer Zeit ſtarben viele Perſonen in dem kleinen Dorfe und faſt in jedem Hauſe lagen Kranke. Die Leute waren muthlos, keiner wollte mehr die Kranken pflegen, die Todten berühren. Da trat Hardenberg in's Mittel; er ſorgte für einen Arzt und Arzenei, legte ſelbſt mit ſeinem Diener die Todten in die Särge, pflegte die Kranken und ſorgte für leichte Nahrung, für friſche Luft; ſein Beiſpiel ermuthigte die Verzagten, ſo daß bald wieder ein beſſerer Zuſtand eintrat. Vielleicht war dieſe gewaltige Anſpannung ſeiner Thatkraft von wohlthätigen Folgen für ſein Gemüth; die Geiſter der Trauer wichen, aber die lebhafte religiöſe Bewegung, welche der Tod der geliebten Frau hervorgerufen, blieb und ward nach und nach der Mittelpunkt ſeines Denkens. Wir laſſen ſeine eignen Bekenntniſſe folgen, die ungefähr um 1780—1790 niedergeſchrieben ſind. „Nach einem ſehr weltlichen Leben erwachte ich zuerſt 1769 durch eine ſehr heftige Erſchütterung beim Tode meiner Frau und empfand eine heftige Unruhe über den Zuſtand meines Herzens. Die fromme Erziehung meiner ſeligen Mutter hatte mir principia eingeflößt, welche mir

ſchon in zarten Jahren ſtarke Eindrücke in meine Seele gemacht, und dieſe hatte mir der langmüthige Gott auch während meines Gehens in der Irre erhalten. Sie wachten nun wieder auf und machten mir vielen Kummer. Ich ſah den traurigen Tod meiner Frau als eine beſondere Strafe Gottes an und wünſchte ſehnlich, über die Frage belehrt zu ſein: ‚Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?‘ Mein erſter Gedank war: ich will mich beſſern und durch einen ſtrengen Wandel das wieder gut machen, was ich in meiner Jugend verſäumt habe. Ich fühlte wohl, daß ich damit meine Schuld nicht abtragen könnte, und dieſe Ueberzeugung trieb mich zu dem einigen Grunde unſrer Hoffnung, zum Verdienſt Jeſu Chriſti. Auf dieſes ſetzte ich ein feſtes Vertrauen und meine einzige Zuflucht in meiner Sündennoth, und dieſer Troſt ward kräftig in meiner Seele. Allein ich verlor ihn oft, wenn ich durch vergebliche Bemühungen in meiner Beſſerung niedergeſchlagen wurde. So viel Mühe ich mir gab, ſo ſehr überzeugte mich meine traurige Erfahrung, daß ich nur die groben Ausbrüche der Sünde vermied, aber der unglückliche Stoff blieb und ließ bei jeder Verſuchung zur Sünde ihren Sieg befürchten. In der Zeit bekam ich die Schriften des engliſchen Methodiſtenpredigers Dodridge zu leſen, und der brachte mich von Neuem in das Selbſtwirken. Ich folgte ganz ſeinem Plane und ergab mich Gott meinem Herrn auf recht ſolenne Weiſe durch ein ſchriftliches

Bündniß, welches ich alle Mal erneuerte, wenn ich zum heiligen Abendmahle ging. Allein eben so oft sah ich zu meinem Entsetzen, daß ich keinen Schritt weiter kam, sondern ich mußte mich immer mit dem innerlichen Hang zur Sünde quälen. Dies machte mir denn viele Zweifel, ob auch mein Glaube rechter Art sei, und ob ich mich mit Grund des Verdienstes meines Heilandes getrösten dürfe. Daß unser Glaube ohne Werke todt sei, war mir ein fürchterlicher Satz, und weil ich diese Werke bei mir nicht fand, so war der daraus folgende Schluß traurig genug für mich. Schon zu der Zeit ward ich mit einem Freunde der Brüdergemeinde bekannt, dem ich hierüber meine Gedanken klagte, aber seine Antwort wollte mir damals noch nicht schmecken —."

Leider brechen an diesem Punkte schon die Bekenntnisse ab; wir wollen den spätern Verlauf kurz schildern. Bei Hardenberg nahm es im Einzelnen fast den nämlichen Gang wie bei Wesley und den englischen Methodisten im Ganzen und Großen. Sie standen im Anfange auf demselben starren gesetzlichen Standpunkt, und erst durch den Einfluß Zinzendorf's und der Herrenhuter trat bei ihnen eine mildere evangelische Auffassung ein. Ganz ähnlich bei Hardenberg. Durch seine nähere Bekanntschaft mit Herrnhut kam auch in sein Wesen, in seine christliche Anschauung, eine größere Klarheit, eine evangelische Milde; doch fand dies erst zwischen 1784 — 1788 statt. Bei einer so

heftigen, leidenſchaftlichen Natur war es begreiflich, daß erſt nach längeren Kämpfen, nach heißem inneren Ringen, eine größere Ruhe und Friede in ſein Herz einzog. In ſeinem äußern Leben trat jetzt ein neuer Wendepunkt ein: er lernte ſeine zweite Frau kennen.

Seine Mutter lebte zu dieſer Zeit in Gera und hatte eine arme junge Verwandte, Auguſte Bernhardine von Bölzig, in ihr Haus genommen. Als nun Hardenberg einſt ſeine Mutter beſuchte und das junge Mädchen bei Tiſch zuerſt ſah, fragte er ſie, wie ſie denn mit Vornamen heiße? Auf ihre Antwort „Bernhardine", verſicherte er, das ſei ein Name, bei dem Einem Zeit und Weile lang werde, ob ſie denn nicht noch einen habe? „Auguſte heiße ich außerdem." „Nun gut, dann nenne ich Sie Auguſte", entgegnete Hardenberg. Sie fühlte ſich ſehr gekränkt, daß er ihren Namen änderte, aber ſein beſtimmtes Weſen hatte ihr doch einen tiefen Eindruck gemacht. Wenige Wochen ſpäter warb er um ihre Hand; am 1. Juli 1770 war die Hochzeit in Wiederſtedt.

Die Ehe war eine ſehr glückliche; aber die ſo ſchnelle Veränderung des Namens war charakteriſtiſch geweſen. Der Wille des Mannes dominirte ſo vollſtändig, daß die Frau ihm gegenüber faſt willenlos erſcheint; von Natur hingebend und liebevollen Gemüths, artete die Unterwürfigkeit gegen ihren Mann und die Liebe zu ihren Kindern in Willensſchwäche aus, deren Nachtheile ſich beſonders in der Stellung

zwiſchen Vater- und Kindern fühlbar machten; die Heftigkeit des Erſtern, verbunden mit ſeinen ſtrengen Grundſätzen, machte ihn oft zu herbe gegen die Letzteren; die ſchüchterne Mutter ſuchte aus Furcht die Fehler der Kinder vor ihm zu verbergen und zu verſchweigen, legte aber dadurch freilich den Grund zu dem ſpäter oft hervortretenden Mangel an Vertrauen der Söhne gegen ihren Vater. Dabei war ſie jedoch ein geiſtig fein organiſirtes Weſen mit einem entſchieden poetiſchen Talent.

Das erſte Kind dieſer Ehe war eine Tochter, Karoline, im Mai 1771 geboren, das zweite Friedrich, der am 2. Mai 1772 das Licht der Welt erblickte; ihm folgten noch neun andere Geſchwiſter.

Friedrich war ein zartes Kind, in ſeinen erſten Jahren ſchwächlich, ohne doch eigentlich krank zu ſein. Er entwickelte ſich geiſtig ſehr langſam, war träumeriſch, ſtill, und wurde im Lernen ſowohl von ſeiner Schweſter Karoline wie auch von ſeinem im Jahr 1774 geborenen Bruder Erasmus bedeutend übertroffen. In Folge deſſen hielt der Vater den Knaben für ganz unbegabt; die Mutter hingegen hing mit beſonderer Liebe an ihm, und er gab ſich derſelben mit unbegrenzter Zärtlichkeit hin. Aus dieſer Zeit ſind mehrere Gedichte der Mutter vorhanden, in denen ſie als liebevoller Advocat des Kindes auftritt; in einem derſelben ſpricht ſie ein Vorahnen ſeines Dichterberufs deutlich aus.

Das alte Haus in Wiederſtedt war aber ebenſowohl geeignet, Träumereien zu befördern, wie auch als Tummelplatz fröhlicher Kinder zu dienen. Wie ſchön ſpielte es ſich in dem dämmerigen großen Hausflur, in den langen Gängen, auf der ſteinernen Wendeltreppe mit den kleinen runden Fenſterſcheiben, durch welche das Licht ſo ſeltſam gebrochen hereinfiel, und welche vom Thurm herab durch die kleine verborgene Thür in den engen Hof geleitete, wo eine Menge alter hochſtämmiger Fliederbäume im Frühling ſo köſtlich blühten. Dann das eigentliche alte Kloſter, freilich jetzt in eine Scheune verwandelt, mit den ſchönen Fenſterbogen, von Weinranken umzogen, und Haus und Hof belebt von den Spukgeſchichten, die die alte Kinderfrau ſo ſchön zu erzählen wußte! Fürwahr, es war eine fröhliche Kinderzeit, ein glückliches Leben; und das war ganz der Ort, auf die Phantaſie des Knaben einzuwirken: während er auf der andern Seite im Verkehr mit den Dorfbewohnern, welche zum größten Theil Bergleute waren, früh in ein ernſtes, mühſames und gefahrvolles Leben blickte.

Die Eltern lebten in Wiederſtedt ganz zurückgezogen von allem geſelligen Verkehr, da Hardenberg das Leben in der Welt, die Geſelligkeit, dem Chriſten unziemlich und gefährlich achtete. Anfangs ſuchte die Frau ihn zu beſtimmen, ihr wenigſtens einen kleinen nachbarlichen Verkehr zu geſtatten; ihr feines weibliches Gefühl ließ ſie ahnen, daß es ſpäter für ihre Kinder

sehr nachtheilig sein würde, wenn sie ganz ohne Beziehungen zu ihres Gleichen aufwachsen sollten; aber da es der Mann verweigerte, so fügte sie sich auch hier seinem Willen. Allein es kamen doch oft Verwandte auf längere oder kürzere Zeit zum Besuch nach Wiederstedt, und besonders waren es zwei Männer, die so auf die Erziehung der Kinder einen Einfluß gewannen. Der Erste war der Stiefbruder der Frau von Hardenberg, Hauptmann von Bölzig. Er hatte als preußischer Offizier den siebenjährigen Krieg mitgemacht, war Invalide geworden und stand bei einer Invalidencompagnie in Schlesien, später in Bielefeld. Er beschäftigte sich auf's liebevollste und eingehendste mit den Kindern der Schwester. In seinen begeisterten Schilderungen von dem großen Könige und seinen Helden, von den Schlachten, die er selber mitgefochten, trat zum ersten Male die Weltgeschichte in voller, selbsterlebter Wirklichkeit an die beiden Knaben heran; ein Hauch der kraftvollen preußischen Vaterlandsliebe, aus der sich nach einem Jahrhundert das deutsche Nationalbewußtsein wieder entwickelt hat, berührte ihre jungen Seelen und weckte Gedanken in ihnen, die sich noch später verfolgen lassen. Und auch die Saite, die Friedrich II. in dem Bewußtsein seines Volkes angeschlagen, volle Freiheit in Religionsangelegenheiten, klang in den Schilderungen des Oheims Bölzig hell hindurch, denn er verabscheute jeden Zwang in religiöser Hinsicht, und noch in spätern Jahren schreibt er einmal

an den Schwager und zieht eine Parallele, wie viel mehr wahre Gottesfurcht und Sittlichkeit unter dem freien Regiment Friedrich's d. Gr. geherrscht habe, als zu den Zeiten des Wöllner'schen Edikts.

Der Zweite, der auf die Erziehung der Kinder von großem Einfluß war, weil er auf den Vater einwirkte und von diesem selbst wie ein Vater verehrt und geliebt wurde, war Hardenberg's älterer Bruder, Friedrich Wilhelm von Hardenberg, deutscher Herr und Landcomthur zu Lucklum im Braunschweigischen. Er war bedeutend älter als Erasmus, und als ihr Vater starb und Erasmus ein Knabe von vierzehn Jahren war, hatte der ältere Bruder sich mit treuer Liebe des jüngeren angenommen und wesentlichen Einfluß auf seine spätere Erziehung gehabt. So kam es, daß er für Hardenberg stets nicht blos der Bruder, sondern auch eine bedeutende Autorität war. Sein ehrenfester, edler Charakter, seine hohe Bildung, machten ihn auch ganz hierzu geeignet. Dabei vereinigten gleiche religiöse und politische Ansichten die beiden Brüder, mit dem einzigen Unterschied, daß der Comthur nicht die Neigung zum Sectenwesen theilte, die bei Erasmus entschieden vorhanden ist. Auch der Comthur hatte als Adjutant des Erbprinzen von Braunschweig den siebenjährigen Krieg mitgemacht.

So war Friedrich in sein neuntes Jahr getreten; aber trotz aller Mühe, die man sich gab, der Entwickelung seines Geistes zu Hülfe zu kommen,

blieb er doch derſelbe anſcheinend unbegabte Knabe, der nichts lernen konnte oder wollte. Da erkrankte er ſchwer an der Ruhr; die Folgen der Krankheit feſſelten ihn mehrere Monate an Zimmer und Bett; als aber endlich alles überſtanden war, verließ ein ganz neuer Menſch die Krankenſtube. Nicht nur ſein Körper hatte ſich entwickelt: ſein Geiſt ſchien wie aus einem Schlafe erwacht zu ſein; er zeigte ſich plötzlich als ein munteres, thätiges, geiſtreiches Kind. Mit früher ungeahnter Luſt fing er zu lernen an, und nach einem Jahre hatte er ſowohl die Schweſter Karoline wie auch den Bruder Erasmus überholt.

Der Vater hatte nun innige Freude an dem Sohn, er nahm ihn von nun an oft auf ſeine Reiſen mit, ſo auch auf eine Tour nach Niederſachſen zu dem Comthur nach Lucklum und den anderen hannover'ſchen Verwandten. In dieſer Zeit war der ſpätere Kirchenrath Chr. Schmidt als Begleiter engagirt. Dieſer nennt Friedrich damals „einen aufgeweckten, ſelbſtthätigen, originellen, geiſtvollen Knaben", — ein Beweis, wie ſchnell ſeit der Krankheit ſeine geiſtige Entwickelung fortgeſchritten war; denn auf dieſer Reiſe hatte er ſoeben erſt ſein neuntes Jahr vollendet. Auch der Komthur bemerkte mit Freuden die Veränderung in dem Neffen, auf den er von da an die ſtolzeſten Hoffnungen ſetzte und der lange Jahre ſein Liebling war.

Friedrich lernte von dieſer Zeit an mit großem Eifer und Fleiß; in ſeinen Freiſtunden las er am liebſten

Gedichte; beſonders aber liebte er Mährchen; er übte ſich, ſie zu erfinden und ſie ſeinen Brüdern zu ihrem höchſten Ergötzen zu erzählen. Ein anderes ſonderbares poetiſches Spiel ſetzte er mit ſeinen beiden älteſten Brüdern mehrere Jahre lang fort. Jeder von ihnen ſtellte einen Genius dar, der eine den des Himmels, der zweite den des Waſſers, der dritte den der Erde. Sonntag Abends erzählte dann Friedrich den Brüdern die mannichfaltigſten und wunderbarſten Begebenheiten aus dieſen drei Reichen.

Mit dem Jahr 1784 trat ein Ereigniß ein, welches das ſchöne Leben im Hauſe zwar nicht ganz zerſtörte, aber doch den ungünſtigſten Einfluß auf daſſelbe ausübte. Frau von Hardenberg erkrankte ſchwer an den Folgen einer zu frühzeitigen Niederkunft. Zwar ſchwand die Lebensgefahr nach einigen Wochen, aber es blieb eine Art Hypochondrie zurück, die zeitweiſe in Schwermuth auszuarten drohte und verbunden mit körperlicher Hinfälligkeit die ſonſt ſo kräftige lebensfriſche Frau für mehrere Jahre unfähig machte, ſich um ihren Haushalt zu bekümmern. Es traten Monate ein, wo ſie entweder in völliger Theilnahmloſigkeit verharrte oder durch Alles aufs Aeußerſte erregt und geängſtigt wurde. Mann und Kinder trugen natürlich ſchwer an dieſem Leid; Karoline, die älteſte Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren, trat in die entſtandene Lücke und führte unter Aufſicht des Vaters den großen Haushalt mit einer weit über ihre

Jahre gehenden Treue und Hingebung. Aber natürlich konnte ſie dem Vater nicht die Gattin, den heranwachſenden Knaben nicht die Mutter erſetzen. Dazu raubte das fortwährende Kränkeln der Mutter dem Familienleben ſeinen ſchönſten Reiz, Heiterkeit und harmloſe Fröhlichkeit, und drückte demſelben den Stempel der Unbehaglichkeit auf.

Zwiſchen dem Vater und Karoline bildete ſich in dieſer Zeit ein ſchönes vertrauendes Verhältniß aus. Die Tochter theilte vollſtändig die religiöſen Anſchauungen des Vaters, während ſich jetzt zuerſt ein Auseinandergehen mit Friedrich zeigt. Ein Freund der Familie, der Kreisamtmann Juſt, ſagt hierüber in dem kurzen Lebensabriß, den er von dem Dichter entworfen: „Seine Eltern waren nach Sinn und Meinung Freunde der Brüdergemeinde und fühlten ſich dabei gut und glücklich. War es ihnen zu verdenken, daß ſie dieſes Gut auch auf ihre Kinder vererben wollten? Mit der älteſten Tochter ward ihr Wunſch erfüllt, nicht ſo damals mit dem älteſten Sohne. Er ſollte von dem Prediger zu Neudietendorf in der chriſtlichen Religionslehre unterrichtet werden. Sein kindlicher Sinn, ſein chriſtliches, auch wohl frommes Gefühl hätte dabei ſeine Rechnung gefunden. Aber ſein nun erwachter, hoch emporſtrebender, nach Selbſtſtändigkeit und Wiſſenſchaft ringender Geiſt, wie konnte er ſich in die engen Grenzen beſchränken laſſen, die hier der Glaube dem Forſchen und Wiſſen ſetzt?“

Hier aber trat nun der Oheim vermittelnd ein und nahm die geiſtige Selbſtſtändigkeit des Sohnes dem Vater gegenüber in Schutz. Er ließ Friedrich auf längere Zeit zu ſich nach Lucklum kommen, und dieſer Aufenthalt hat bedeutend auf ſeine geiſtige Entwicklung gewirkt. Der Comthur beſaß eine ausgezeichnete Bibliothek, die Friedrich, ſo jung er war, nicht unbenutzt ließ; er ſtand mit vielen bedeutenden Männern in nahem Verkehr; ſeine Stellung als Landkomthur nöthigte ihn, ſeinem Hausweſen einen großartigen Stempel aufzuprägen, was durch ſeine angeborene Gaſtfreiheit noch unterſtützt wurde. Seine gewiſſenhafte Sorgfalt für den Neffen ließ ihn aber bald andre Uebelſtände erkennen, die demſelben bei ſeiner großen Jugend noch gefährlicher hätten werden können, als die Differenz mit dem Vater. So ſandte er ihn denn nach Jahresfriſt nach Wiederſtedt zurück. Er ſchreibt ſpäter an den Bruder: „Es iſt mir lieb, daß ſich Fritz wieder findet und in's Gleis kömmt, aus welchem ich ihn gewiß nicht wieder herausnehmen will. Mein Haus iſt für ſeinen jungen Kopf zu hoch geſpannt, er wird zu ſehr verwöhnt, und ich ſehe zu viele fremde Leute und kann nicht verhindern, daß an meinem Tiſche viel geſprochen wird, was ihm nicht dienlich und heilſam iſt.“

Um dieſe Zeit trat Hardenberg in churfürſtlich ſächſiſche Dienſte und ward als Director der Salinen Artern, Köſen, Dürrenberg angeſtellt. 1787 kaufte

er ein Haus und einen Garten in Weißenfels und ſiedelte dorthin über, da er von da aus ſowohl die Salinen wie auch ſeine beiden Güter leicht erreichen und verwalten konnte.

Durch ſein Amt kam er hier wieder mehr in Verkehr mit Andern, ſowie auch durch ſeine ſchon früher erwähnten Beziehungen zu der Brüdergemeinde, die er ſeit einigen Jahren gepflegt hatte; obwohl er nie wirkliches Mitglied der Gemeinde geworden, ſondern immer in dem Verhältniß der „Freunde" geblieben iſt. Allein trotzdem war er weit entfernt, einen eigentlichen geſelligen Verkehr für ſeine Familie anzuknüpfen; er glaubte auch jetzt noch, ein ſolcher zieme einem Chriſten nicht. Als ſpäter ſeine Frau wieder ganz geſund war, änderte dies nichts an dem ganz ſtillen, abgeſchloſſenen Leben; die Töchter waren noch faſt Kinder, die einzige erwachſene Karoline theilte die ſtrengen Anſichten des Vaters; ſo ſuchten ſich die Söhne allein ihren Umgang; und das war inſofern wenig günſtig, als davon ein ſtetes, faſt unwillkürlich eintretendes Verbergen ihrer jugendlichen Vergnügungen vor dem Vater die Folge war.

Friedrich ſollte nun bald die Univerſität beziehen. Um ihn hierzu gründlich vorzubereiten, ließ ihn ſein Vater noch ein Jahr lang das Gymnaſium zu Eisleben, das damals unter der Leitung des als Pädagogen bekannten Rectors Jani ſtand, beſuchen.

Friedrich erinnerte ſich ſtets mit großer Freude an

dieſe Zeit in Eisleben. Ein begeiſternder Lehrer, ſtrebſame Jünglinge neben ſich, ein hoher Grad von Bildung der Einwohnerſchaft, dies Alles mußte auf die Entwickelung ſeiner univerſalen Anlagen günſtig wirken. Damals fand noch kein Abiturientenexamen ſtatt; das Zeugniß des Rectors, des Schulinſpectors, genügte zur Aufnahme bei der Univerſität.

Hardenberg aber war wohl vorbereitet und bezog im Jahre 1791 die Univerſität Jena, um Jura zu ſtudiren. Unter den Univerſitäten Deutſchlands ſtand damals keine, ſelbſt Königsberg nicht, in höherm Glanze als Jena. Hier lehrten der berühmte Herausgeber des neuen Teſtaments, Griesbach, der Philolog Schütz, Reinhold, der frühere Jeſuitenzögling und dann Kantianer, der ſchon erwähnte Kirchenrath Chr. Schmidt, mit außerordentlicher Anziehungskraft für die Jugend; ferner Fichte, der ſich Friedrich's aufs Wärmſte annahm, da er ſelbſt als armer Knabe von dem Salinendirector von Hardenberg und der Baronin von Miltitz auf der Schule und ſpäter während ſeiner Studienjahre unterſtützt worden war; hier endlich lehrte als Profeſſor Friedrich Schiller.

Da erblühte alſo in Jena ein friſches Leben, dem ſich der empfängliche Jüngling mit ganzer Seele hingab. Durch Reinhold und Schmidt wurde ſeine Neigung zur Philoſophie geweckt. Die Philoſophie, die von Beiden gelehrt und weiter entwickelt ward, übte eine unwiderſtehliche Gewalt auf ſeinen lebhaften Geiſt

und gab demſelben reiche Nahrung; auf ſeine äſthetiſchen und poetiſchen Neigungen aber wirkten die perſönliche Bekanntſchaft und die Vorleſungen Schiller's mit elektriſcher Kraft und weckten bisher noch ſchlummernde Kräfte ſeiner Seele. Er wird von Hardenberg auch als „das vollendete Muſter reiner Humanität" verehrt, „wie ſie ſeit den Tagen der Griechen nicht wieder geſehen worden". Er ſchwelgt im geiſtigen Genuß mit dieſen Männern, ſeine Seele träumt von herrlichen großen Dingen, die er einſt ausführen will; aber bei all' dieſen Träumen vergißt er die eine theure Geſtalt nicht, die ihm lieber iſt als alle andern, ſeine Mutter; ein Brief, im Sommer 1791 geſchrieben, wirft ein helles Licht auf das zärtliche Verhältniß, in welchem der Sohn, der ſtets ihr Liebling war, zu ihr geſtanden hat.

„Ich weiß, daß Du es ſo gern ſiehſt, wenn ich an Dich ſchreibe, ob ich Dich gleich verſichere, daß auch ſonſt die Erinnerung an Dich mir die glücklichſte meiner Stunden macht, wenn meine Phantaſie ſchwelgt und Dein Bild mir lebendig vorſchwebt; wenn alle die ſchönen Scenen der Vergangenheit und Zukunft, die ich mit Dir erlebte und erleben werde, vor mir ſtehen und jeder Zug in ihnen beſeelt iſt; wenn gar der Schleier der Zukunft ſich hebt und ich Dich als Schöpferin aller jener kühnen Entwürfe ſehe, die eine allzu kühne Zuverſicht in meine Kräfte wagt. Denn wem dankten alle Männer beinahe, die etwas

Großes für die Menschheit wagten, ihre Kräfte? Keinem, als ihren Müttern! Du trugst beinahe alles zur Entwicklung meiner Kräfte bei, und Alles, was ich einst Gutes thue und wage, ist Dein Werk und der schönste Dank, den ich Dir bringen kann. Wie befindest Du Dich denn jetzt? Doch so, wie ich hoffe und wünsche, daß Du Dich noch eine lange Reihe von Jahren befinden magst, um uns Allen nicht die höchste Zufriedenheit zu rauben, die an Dich geknüpft ist."

Bisher hatte Hardenberg allein, d. h. ohne Aufsicht von Eltern oder Hofmeister in der akademischen Welt gestanden; ebenso frei blieb er in Leipzig und Wittenberg, wo er im Jahr 1794 seine akademische Laufbahn beschloß. Ein Freund sagt von ihm:

„Gewiß gehörte es mit zu seiner Bildung, daß er überall seinen eignen Gang ging, ohne von einem Führer da- oder dorthin gestoßen zu werden. Er gewann dadurch unstreitig an Selbstständigkeit, freiem Forschen und schnellem Fortschreiten. Ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände war für die Ausbildung seines Geistes ungemein vortheilhaft. Die Kantische Philosophie fing damals an, die herrschende und von Reinhold und Fichte in Jena überarbeitet zu werden. Mit Fichte ward Hardenberg genauer bekannt und sah die ersten elektrischen Funken, die aus diesem Feuerkopfe schlugen. Er nannte ihn begeistert ‚den Gesetzerfinder des neuen Weltsystems', ‚den ersten Genius, der sich selbst durchdrang und mit dieser

Selbſtdurchdringung den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt fand, womit eine ganz neue Epoche der Menſchheit beginnt.“ —

Aber auch den in Schelling wohnenden Geiſt ahnte er ſchon damals, als dieſer in Leipzig einige Freunde auf ſeiner Stube über Philoſophie belehrte. Ward Hardenberg ſo mit dem Geiſte der kritiſchen Philoſophie vertraut, ſo daß man ihn da allein heimiſch glaubte, ſo fand doch zugleich auch ſein äſthetiſch-poetiſches Genie ſeine Nahrung und Aufmunterung. Endlich brachte eben damals der Geiſt der Zeit die Ideen der Menſchenrechte, der Freiheit und Gleichheit im Umlauf. Und ſo mußten Philoſophie, ſchöne Wiſſenſchaften, Künſte und Politik in dieſem Sinne des Worts ſeine Lieblingsfächer ſein. Nebenbei hat er in der Mathematik und Chemie ſeine Vorkenntniſſe erlangt, wie dies ſein nachheriges Studium beweiſt.

Unter den eben angedeuteten Einflüſſen trat die Jurisprudenz bei Friedrich in Jena völlig in den Hintergrund; dies blieb von Vater und Oheim nicht unbemerkt. Letzterer hatte den Wunſch, den Neffen zum Staatsmann auszubilden; daher waren ihm die literariſchen Paſſionen deſſelben wenig angenehm. Da nun Michaelis 1792 der zweite Bruder, Erasmus, aus Pforta zur Univerſität abgehen ſollte, ſo wurde beſchloſſen, beide Brüder zuſammen nach Leipzig zu ſchicken.

Mit welchen Entſchlüſſen Friedrich dorthin ging,

zeigt nachſtehender Brief, welchen er an Reinhold gerichtet hat.

„Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen und dort nach einer gänzlich veränderten Weiſe zu leben anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philoſophie ſollen die drei Wiſſenſchaften ſein, denen ich dieſen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will und im ſtrengſten Sinne ergebe. Ich muß mehr Feſtigkeit, mehr Beſtimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen ſuchen, und dies kann ich am leichteſten durch ein ſtrenges Studium dieſer Wiſſenſchaften erlangen. Seelenfaſten in Abſicht der ſchönen Wiſſenſchaften und gewiſſenhafte Enthaltſamkeit von allem Zweckwidrigen habe ich mir zum ſtrengſten Geſetz gemacht. ‚Lerne dich ſelbſt erkennen‘ ſoll mein memento mori ſein, und ‚lebe verborgen‘ der Wahlſpruch meines praktiſchen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieſer ernſteren Wiſſenſchaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herz geſunde und unverdorbene Menſch ſich feurig und lebhaft intereſſiren muß. Er lehrte mich dem Wink meines Schickſals lauſchen und ihm gehorſam ſein. Er zeigte mir, daß man könne was man ſolle und daß wahre Größe des Geiſtes und echte ſittliche Schönheit des Charakters mit eingeſchränkten Zwecken, wenn man zu höheren Beruf hätte, unverträglich ſei! Ich brauche mich auch deswegen nicht an Kopf und Herz von meiner Brodwiſſenſchaft

verkümmern zu laſſen; Muſen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Geſpielen meiner Nebenſtunden bleiben, Lieblingen derſelben immer wärmer mein Herz entgegenſchlagen. Ihre Werke werden immer einen unausſprechlichen, Sinn und Geiſt hinreißenden, über Alles erhabenen Zauber für mich behalten.“

Erasmus, mit welchem Friedrich nun nach Leipzig zog, hatte von Jugend auf eine zarte, ſchwankende Geſundheit; er war eine feurige ſinnliche Natur, an Verſtand und Witz dem Bruder nicht nur ebenbürtig, ſondern ſogar überlegen; dabei hatte er ein warmes und liebevolles Herz. Beide Brüder verband von Jugend auf die zärtlichſte Liebe, die Studentenzeit in Leipzig zog dieſes Band noch inniger und feſter zuſammen.

Beide genoſſen das akademiſche Leben und die fröhliche Studentenfreiheit mit vollen Zügen. In Leipzig traten ſie in eine größere Geſelligkeit. Hardenberg's Perſönlichkeit entwickelte ſich hier ſchnell; unbewußt und ohne daß er es wollte, ſpielte er eine glänzende Rolle in der beſſern Geſellſchaft. Hier faßte er zum erſten Male eine leidenſchaftliche Neigung für ein junges Mädchen, die jedoch nicht erwidert wurde. Dieſes Ereigniß und der eben damals ausbrechende franzöſiſche Krieg bewirkte eine plötzliche Unterbrechung ſeiner Studien; eine lebhafte Kriegsluſt bemächtigte ſich ſeiner; aber obgleich jugendliche Uebereilung und Unbe-

ſonnenheit mit im Spiele war, ſo iſt doch der Brief, den er hierüber an ſeinen Vater ſchreibt, merkwürdig, da er zeigt, mit welchem Ernſt der zwanzigjährige Jüngling über ſeine Beſtimmung dachte. Ein ſpäterer Brief an Erasmus giebt den weiteren Verlauf der Sache an. —

„Voll Zutrauen nahe ich mich Deinem Herzen. So lange ich denken kann, haſt Du verſprochen, mir mehr Freund als ſtrenger Vater zu ſein. Ich hatte nie mehr Bedürfniß, ein erfahrenes Herz zu finden, das mich zutraulich aufnähme, als jetzt. Vorwürfe, lieber Vater, und gerechter Tadel ſind überflüſſig, denn ich habe mir hundertmal Alles lebendig vorgeſtellt, was Du und die ſtrenge Stimme meines eigenen Bewußtſeins mir ſagen können. Du weißt ſchon, was ich wünſche, wonach ich ein heißes Verlangen trage. Soldat zu werden, iſt jetzt die äußerſte Grenze des Horizonts meiner Wünſche. Die Erfüllung dieſer Hoffnung wird die fieberhafte Unruhe ſtillen, die jetzt meine ganze Seele bewegt. Du, beſter Vater, biſt die größeſte und faſt einzige Schwierigkeit, die ich zu überwinden habe. Habe ich den Weg zu Deinem Herzen gefunden, und löſcht dieſer ſchnelle jugendliche Entſchluß nicht alle Funken einer zärtlichen Liebe zu mir darin aus, die ſchon zwanzig Jahre alt iſt und mehr aus dem innern Fond Deines Charakters als aus der Natur entſtanden iſt, ſo glaub' ich auch, dieſe überwunden zu haben, ſo glaub' ich, daß nichts mehr der

Ausführung meines Vorhabens entgegensteht. Ehe ich meinen Entschluß fest faßte, habe ich freilich innerlich sehr mit der Vorstellung gekämpft, daß ich im höchsten Grade undankbar gegen Euch, liebe Eltern, erscheine, daß ich Euch liebe Hoffnungen zerstöre und Euer Herz an der verwundbarsten Stelle angreife; aber als ich nachher bedachte, daß nicht der gegenwärtige Augenblick, sondern gerade die Aussicht des ganzen Lebens mich bestimmen müsse, daß das Glück und die Ruhe von meinem Leben und ein großer Theil des Eurigen an diesem Entschlusse hinge, indem ich mir von ihm den vortheilhaftesten Einfluß auf die Bildung und Consistenz meines Charakters verspreche, daß denn doch bald Zeiten kommen würden, wo Euch das Alles klar und kräftig einleuchten würde, und Ihr mit der Wendung meines Schicksals gewiß würdet zufrieden sein; als ich dies Alles bedachte, so war auch mein Entschluß da, mit der freudigen Hoffnung, daß Ihr mir zutrauensvoll die Hand bieten und mein ohnedem verwirrtes Herz durch eine Härte und Kälte, durch einen Mangel an freiem Zutrauen und herzlicher Theilnahme, der Euch sonst so fremd war, nicht noch mehr niederdrücken würdet. Diesem innerlichen Kampfe mußt Du es auch zuschreiben, daß Du nicht der Erste warst, dem ich mein volles bedrängtes Herz ausschüttete; ich konnte mich erst nicht überwinden, eine Schüchternheit und Zurückhaltung gegen Dich fahren zu lassen, die Dein strenger Sinn vielleicht seit langer Zeit schon

als einen feſten Eindruck zurückgelaſſen hat. So freundſchaftlich und warm Du zuweilen biſt, eine ſo hinreißende Güte Du ſo oft äußerſt, ſo haſt Du doch auch ſehr viele Augenblicke, wo man ſich Dir nur mit ſchüchterner Furchtſamkeit nähern kann, und wo Dein feuriger Charakter Dich zu einer Theilnahme treibt, die zwar Ehrfurcht, aber nicht freies unbefangenes Zutrauen gebietet. Nicht gerade Deine Hitze meine ich, aber jene tiefe, erſchütternde Empfindung, die Dich ergreift, wenn Du in einer anſcheinenden Ruhe und Kälte biſt. Und dies fürchte ich am meiſten. Nichts iſt mir unerträglicher und peinlicher, als Dich kalt und verſchloſſen zu ſehen; ach, ich habe auch zu oft Dich im höchſten Grade wohlthätig, offen, zutraulich, herzlich und als die Güte ſelbſt gekannt, wo jedes Deiner Worte Liebe einflößte, und die ſanfteſte Ueberzeugung ſich in jedem Herzen erwärmte. Wenn ich wüßte, daß Du immer ſo gegen mich wärſt, ſo wäre kein glücklicherer Menſch als ich, ſo ſollte auch kein Wort ſich für Dich in meinem Herzen verſtecken. Doch ich breche hier ab, um mich zu meinem Entſchluß zu wenden und über ihn Dir Alles zu ſagen, was ich zu ſagen habe.

Vor allen Dingen muß ich Dir ein Mißtrauen benehmen, als ob ich ſchon lange mit dieſem Vorſatz umgegangen ſei. Ich kann Dir aufs heiligſte verſichern, daß er erſt ſeit Weihnachten mich ergriffen hat. Vorher habe ich nie daran gedacht, ſondern mich mehr davor als vor einer Maßregel gefürchtet, die Ihr

ergreifen würdet, wenn mein Fleiß Euren Erwartungen nicht entſprechen würde. Die Entſtehungsgründe ſind kurz folgende. Bis Weihnachten war ich fleißig geweſen, das kann ich freiherzig geſtehen. Als ich nach Weihnachten zurückkam, ſo war ich ein paar Tage krank, mißmuthig und unzufrieden mit mir. Ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch nichts in der Welt gethan. Mein bisheriger Fleiß erſchien mir ſelbſt in einem verächtlichen Lichte und ich fing an mich nach Reſſourcen umzuſehen. Da ſchoß mir zuerſt, wie ein fliegender Gedanke, der Wunſch durch den Kopf, Soldat zu werden. Es blieb aber jetzt Alles noch im tiefſten Hintergrunde ſtehen. Dann hatte mein Bruder wieder einen Anfall von Hypochondrie. Ich redete ihm zu, er ſprach vom Soldaten. Ich redete ihm dieſe Sache ſo ziemlich aus, aber mir noch tiefer ein. Dieſer Wunſch trat immer heller und lebendiger hervor und fing an, mich zu beunruhigen. Jetzt war's, daß ich, verzeihe meiner Juvenilität, mich in ein Mädchen verliebte. Die erſte Zeit ging noch Alles recht gut; aber dieſe Leidenſchaft wuchs ſo ſchnell empor, daß ſie in kurzer Zeit ſich meiner ganz bemächtigt hatte. Mich verließ die Kraft, zu widerſtehen. Ich gab mich ganz hin. Ueberdies war's die erſte Leidenſchaft meines Lebens. Vielleicht iſt Dir das nicht ſo fremd und analoger, als ich glaube, da Du doch ein äußerſt empfindliches und heftiges Temperament haſt; aber Du biſt ſchon von früh an vertrauter mit der

Idee der Pflicht geweſen, und meine Phantaſie iſt vielleicht ungebändigter, als es die Deine war. Genug, ich gerieth in einen Zuſtand, in dem ich noch nie war. Eine Unruhe geißelte mich überall, deren Peinlichkeit und Heftigkeit ich Dir nicht anſchaulich zu machen vermag. Hin und wieder gab es doch eine kühlere Minute, wo mir das Gefühl von Pflicht, von meiner Beſtimmung, die Erinnerung an Euch einfiel und meine innere Pein um die Hälfte vermehrte, weil ich zu gut ſah, daß ich nicht ſo ſein ſollte und doch Mangel an Kraft fühlte, mich herauszureißen, weil ich zu unzertrennlich mit der Empfindung der Liebe verbunden war, weil ich gern Beides verknüpft hätte und doch keine Möglichkeit vor mir ſah. Vierzehn Tage habe ich faſt nicht ordentlich geſchlafen und ſelbſt dieſen kurzen Schlaf machten mir lebhafte Träume peinlich. Da kam der Entſchluß zur Reife. In dieſer Epoche ſah ich Dich. Deine kurze Anweſenheit machte meine innere Situation verwirrter. Damals ſchrieb ich zuerſt Alles an meinen Onkel. Nachgerade legte ſich dieſes Seelenfieber, aber mein Entſchluß blieb. Meine Leidenſchaft iſt jetzt ganz erloſchen und Du kannſt jetzt vor den Recidiven dieſer Leidenſchaft ſicher ſein. Sie hob ſich ſelber auf, als ſie auf einen Grad geſtiegen war, von dem Du Dir keine Vorſtellungen machen kannſt. Einige Wunden hat ſie noch zurückgelaſſen, die nur die Zeit vernarben kann; aber es bleibt mir ewig eine der merkwürdigſten Zeiten meines Lebens.

Daß ich in dieſer ganzen Zeit Nichts that, kannſt Du Dir leicht vorſtellen, und Du wirſt darüber nicht ärgerlicher ſein als über die ganze Geſchichte. Ich könnte hierüber noch eine ganze Menge Bemerkungen machen, aber Dein Herz, Dein Selbſtgefühl, Deine Güte, Erfahrung und Menſchenkenntniß macht ſie mir überflüſſig. Mein Entſchluß ſoll mich nun ganz allein beſchäftigen. Die Entſtehung deſſelben haſt Du nun geſehen, und aus ihr ergeben ſich leicht die meiſten Motive. So aufmerkſam ich ſchon ſeit langer Zeit auf mich bin, ſo gut ich vorher glaubte, mich ganz zu kennen, ſo hat mir doch erſt dieſe Begebenheit die Augen geöffnet. Von meiner Leidenſchaftlichkeit wußte ich wenig. Ich glaubte nie, daß mich Etwas ſo allgewaltig in ſo kurzer Zeit unmerklich ergreifen, mich ſo in meiner innerſten Seele gefangen nehmen könnte. Ich habe nun die Erfahrung gemacht. Bin ich ſicher, daß nicht heute oder morgen mich wieder ſo ein Unfall trifft? Als Soldat bin ich gezwungen, durch ſtrenge Disciplin meine Pflichten gewiſſenhaft zu thun; überdem ſind es größten Theils mechaniſche Pflichten, die meinem Kopfe und Herzen alle möglichen Freiheiten geſtatten; als Civiliſt, Gott im Himmel! wie würde das mit meinen Geſchäften ausſehen, wenn ſolche Pauſen von gänzlicher Kopfabweſenheit kämen. Ich würde Euch, mich ſelbſt und meine Pflichten täuſchen, obendrein unglücklich ſein und keinen Troſt haben. Ich muß noch erzogen werden, vielleicht

muß ich mich bis an mein Ende erziehen. Meine leidenſchaftliche Unruhe und Heftigkeit würde ſich auf Alles erſtrecken, und leider würden die trockenen Geiſtesarbeiten davon den wenigſten Nutzen haben. Im Civilſtande werde ich verweichlicht. Mein Charakter leidet zu wenig heftige Stöße, und nur dieſe können ihn bilden und feſt machen. Schon dieſe heftige Leidenſchaft hat auf meinen Charakter und meine Einſicht einen, wie ich mir ſchmeichle, vortheilhaften Einfluß gehabt. So ein Charakter wie der meinige bildet ſich nur im Streme der Welt. Einem engen Kreiſe kann ich nie meine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf mich wirken. Ruhm und Tadel muß ich ertragen lernen. Mich und Andere werde ich gezwungen, recht zu kennen, denn nur durch Andere und mit Anderen komme ich fort. Die Einſamkeit darf mich nicht mehr ſchmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht ſchonen. Dann fange ich erſt an, meine Kräfte zu üben und männlich zu werden. Männlichkeit iſt das Ziel meines Beſtrebens. Nur ſie macht edel und vortrefflich, und wo könnte ich ſie eher für mich finden als in einem Stande, wo ſtrenge Ordnung, pedantiſche Unbedeutendheit und Ein Geiſt zu Einem großen Ziele führt, wo das Leben immer nur als Medium erſcheint, und das Princip der Ehre das Selbſtgefühl ſchärft, die Empfindungen veredelt, den Wetteifer erhöht und den Eigennutz aufhebt, wo man faſt immer

mit ſeiner letzten Minute umgeht. Wenn man da nicht geweckt wird zum Ernſt, zur Männlichkeit, zu klugem Gebrauch ſeiner Kräfte und ſeiner Zeit, wenn da nicht der Charakter Conſiſtenz und Bildung und Größe erhält, ſo müßte man auf der unterſten Stufe der menſchlichen Würde, der menſchlichen Natur ſtehen. Ich hoffe, daß Du jetzt ſchon einſehen wirſt, daß nicht eine kindiſche Vorſtellung vom Soldaten mein Hauptbeweggrund geweſen iſt. Ich weiß zu gut, was ich aufopfere und was ich erhalte, wozu ich mich entſchließe und was ich verlaſſe. Ich weiß, daß der Soldatenſtand kein Roſengarten iſt, aber was gerade Andere daran ſcheuen, das zieht mich an und läßt mich den heilſamſten Einfluß für meine Bildung davon hoffen. Vorher will ich noch Einiges über Beſtimmung überhaupt erinnern, wovon ich feſt überzeugt bin, daß es mit Deiner Denkungsart nicht contraſtirt. Du weißt zu gut, wie lange man ſich über ſeine eigene Beſtimmung täuſchen kann, und wirſt mir daher keinen weſentlichen Vorwurf machen, daß ich nicht eher auf dieſen Entſchluß verfiel. Man iſt ſo lange unbeſtimmt und gleichgültig in der Wahl ſeines Gegenſtandes, bis man durch ſich ſelbſt, durch ein individuelles Bedürfniß ſeine Richtung erhält. Manche und die Meiſten eigentlich haben ſo wenig Sinn für eigentliches Bedürfniß, daß ſie ſich gutwillig vom erſten beſten äußeren Gegenſtand beſtimmen laſſen, ohne ſich zu fragen, ob dieſe Leitung ihnen auch angemeſſen iſt oder vielmehr

ob ſie zu dieſer Beſtimmung paſſen. Die Edlen unter ihnen werden durch dieſe verfehlte Wahl unglücklich, die minder Edlen laſſen ſich's freilich nicht zu Herzen gehen, ſehen es hundertmal nicht ein und verderben den Platz, auf dem ſie ſtehen, und verkürzen die Linie, die ihnen ihre falſch gewählte Beſtimmung vorſchreibt. Erlaube mir daher doch, daß ich dem Rufe jetzt folgen kann, den ich aus meinem Herzen und den Gegenſtänden um mich her höre. Höre ich zur Unzeit, nun ſo kann ich mir doch ſelbſt Vorwürfe machen und habe nicht nöthig, unwillig auf einen Andern zu ſein. Du denkſt ferner zu hell, als daß Du nicht überzeugt ſein ſollteſt, daß der Civilſtand eigentlich nicht um ein Haar vorzüglicher ſei, als der Soldatenſtand, ſondern daß der Mann den Stand mache; ich gehe alſo ſchnell über dieſen Vorwurf hinweg. Das thätige Leben, in das ich nun trete, wird meinem brauſenden Kopfe und meinem unruhigen Herzen höchſt willkommen ſein. Meine Grundſätze und Ideen werden geprüfter, ſchärfer gedacht, tiefer empfunden werden. Die wilde, leidenſchaftliche Hitze wird ſich legen und nur eine ſanfte, gemäßigte Wärme zurückbleiben. Der üppige Gedankenſtrom wird ſich verlieren, aber er wird deſto reicher werden. Die Erfahrung wird ihre Hand an meine Bildung legen, und in ihrem hellen Lichte wird manche romantiſche Jugendidee verſchwinden und nur der ſtillen, zarten Wahrheit, dem einleuchtenden Sinn des ſittlich Guten, Schönen und Blei-

beuden den Platz überlaſſen. Mein Sinn wird Charakter, meine Erkenntniſſe werden Grundſätze, meine Phantaſie wird Empfindung, meine Leidenſchaftlichkeit wohlthätige Wärme, meine Ahnungen werden Wahrheit, meine Einfalt, Einfachheit, meine Anlage wird Verſtand, meine Ideen werden Vernunft. Siehe, lieber Vater, das iſt der Zweck, den ich habe; mißbilligen kannſt Du ihn unmöglich, und das gewählte Mittel ſcheint mir das zweckmäßigſte zu ſein. Ich glaube mit dieſem ſchon alle jene Einwürfe entkräftet zu haben, die Du mir etwa in Rückſicht der Verhältniſſe meines Charakters zum Soldatenſtande machen könnteſt. Mir wird die Subordination, die Ordnung, die Einförmigkeit, die Geiſtloſigkeit des Militärs ſehr dienlich ſein. Hier wird meine Phantaſie das Kindiſche, Jugendliche verlieren, was ihr anhängt, und gezwungen ſein, ſich nach den feſten Regeln eines Syſtems zu richten. Der romantiſche Schwung wird in dem alltäglichen, ſehr unromantiſchen Gange meines Lebens viel von ſeinem ſchädlichen Einfluß auf meine Handlungen verlieren, und nichts wird mir übrig bleiben, als ein dauerhafter ſchlichter Bonſens, der für unſere modernen Zeiten den angemeſſenſten, natürlichſten Geſichtspunkt darbietet. Was die Strapazen betrifft, ſo weiß ich, daß ich ſie ausdauern werde, wenn ich ſie ausdauern ſoll, und ſo fürchte ich mich nicht davor. Was die Todesfurcht betrifft, ſo müßte in mir kein Tropfen Deines Blutes fließen, wenn ſie mich zurückhalten

ſollte. Bei mir kommt auch noch aus gewiſſen individuellen Hinſichten, die Du auf keinen Fall mit mir theilen kannſt, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben mit hinzu, die Dir parador vorkommen wird, weil Du mich nicht ganz kennſt. Ich bin feſt überzeugt, daß man in der Welt mehr verlieren kann als das Leben, und daß das Leben nur von uns ſeinen Reiz erhält, daß es immer nur Mittel und faſt nie Zweck ſein darf, und daß man oft wenig verliert, wenn man von dieſem Stern abtritt. Meine Handlungen, hoffe ich, ſollen Dir zeigen, daß hierin mehr als Tirade iſt. Was das Zerſchießen und das Zerhauen angeht, ſo bleibt mir auch in dieſem Falle noch immer die Zuflucht zu den Wiſſenſchaften, die bisher das Glück meines Lebens ausmachten und gewiß jetzt nicht aufhören werden. Von ihnen und von dem ſorgfältigen Studium meines Handwerks verſpreche ich mir die Ausfüllung der vielen Stunden, die mir der Dienſt übrig läßt, und dies wird allein ſchon genug ſein, die Langeweile und den Müſſiggang zu verbannen, der die Geißel der meiſten Officiere iſt. Mein Geiſt und ſeine Bildung iſt ohnedem mein heiligſter Zweck; äußere Veränderungen und körperliche Unfälle werden alſo dieſem nie entgegenſtehen, wenn ſie nicht mittelbar die Freiheit ſeiner Bewegung und ſeiner Entwickelung hemmen.

Ich habe ſonſt noch vielerlei überdacht, ob jemand reellen Schaden von meinem Entſchluß haben

könnte, aber ich habe nichts gefunden. Euch wird's im Anfang ſchmerzen, meinen angefangenen Lauf unterbrochen zu ſehen, mich, den Ihr ſo zärtlich liebt, dem ungewiſſen Kriegsglück anvertraut zu ſehen, zwei Jahre Hoffnungen und Depenſen umſonſt gehabt zu haben; aber hängt nicht die ganze Lebenszeit des Menſchen an unſichtbaren Fäden zuſammen? kann Euch beim feſten Glauben an die Vorſehung das Erſte wahre Unruhe machen? und vergeßt Ihr das Zweite nicht gern, wenn Ihr mich nun endlich auf einer feſten Bahn ſeht und mein Glück und meinen Charakter geborgen und Eure Hoffnung gegründet, ſo daß jeder gelungene Schritt Euch der beſte Dank wird? Ach dann werden Zeiten kommen, wo wir uns mit gerührtem Herzen umarmen werden, und froh ſein über das Vergangene und heiter entgegenſehen den kommenden Stunden, wo Du einſehen wirſt, daß meine innere Stimme Recht hatte, und daß mich ein ſchützender Engel ſo führte. Erleichtere mir alſo, beſter Vater, meinen jetzigen Entſchluß, und mache mir das Herz nicht ſchwer mit Deinem inneren verhaltenen Kummer, das ohnehin Hoffnung und Kraft und Muth bedarf, denn die bisherige unthätige Ruhe hat es verzärtelt. Es wird Dich nicht gereuen, mir entweder meinen letzten, oder meinen erſten männlichen Weg verkürzt und erleichtert zu haben. Komm' ich nicht wieder, ſo bin ich doch meinem Schickſal gefolgt, das mir kein längeres Leben gönnte, und auch dann wirſt Du der Vorſicht Plan ſtill verehren. Sehe ich Euch

wieder, ſo hoffe ich, Du ſollſt mir noch einmal Dein ganzes Zutrauen ſchenken, und wir wollen gewiß noch manchen fröhlichen Tag mit einander verleben. Mein Onkel iſt von allem dieſen ſchon unterrichtet; ſeine Antwort hat mich entzückt, wegen der Wärme und Theilnahme, mit der er zu mir ſprach. Er glaubte, es ſei bloße Grille; ich habe ihm eben ſo detailirt geantwortet, wie ich Dir jetzt ſchrieb. Sieh, beſter Vater, das iſt nun Alles. Ich hoffe, Du läſſeſt mir diejenige Gerechtigkeit widerfahren, die mir zukommt, und erkennſt zwar in mir den leidenſchaftlichen jungen Menſchen, aber auch das freie, offene Herz, das es nicht gern mit andern, aber auch nicht gern mit ſich ſelbſt verdürbe, und ſo gern weiſer, beſſer und glücklicher ſein und machen möchte. Ich habe das uneingeſchränkteſte Zutrauen in die Güte Deines Herzens und in Deine Zärtlichkeit für mich. Laß mich in Dir ganz den Vater und den Freund finden, und verbanne jeden aufſteigenden Unwillen gegen mich ſogleich aus Deiner Bruſt. Lege auch ein gutes Wort für mich ein bei meiner Mutter und bei meinem Onkel, und verzeihe allen meinen Thorheiten und den Licenzen meiner Jugend.

Ich ſchließe voll der freudigſten Hoffnung, und bitte Dich mit mir je eher je lieber Abrede zu nehmen wegen meiner Placirung. Nur je eher je lieber von Leipzig hinweg und zu meiner Beſtimmung!“

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 16. März 1793.

Keiner fühlt es inniger als ich, wie ſehr ich an dem Fehler des Egoismus krank liege, der freilich allen Leuten meines Sinnes ſehr natürlich iſt und faſt ſich aus ihrer innerſten Natur entwickelt. Ich bin daher den Leuten vielen und wahren Dank ſchuldig, wenn ſie über dieſen Splitter hinweg ſehen und mir doch gut ſind. Ich werde auch mit jedem Tage aufmerkſamer auf dieſe Auswüchſe des an und für ſich edleren Selbſtgefühles, das allemal mehr als gewöhnliche Anlagen begleitet, und ich hoffe, daß dieſe ſtrenge Selbſtkritik das liebe Ich immer mehr beſchränken wird.

Verzeihe, daß ich ſo viel von mir ſelbſt rede in dem Augenblicke, wo ich gegen die Selbſtſucht mein wahres Gefühl äußere; aber ich war es Dir ſchuldig, der aus Freundſchaft ſo oft und gern ſein Selbſt vergißt.

Was Du mir vom Onkel ſchreibſt, kommt mir nicht unerwartet. Der Vater hat es mir ſchon geſagt. Geſtern vor acht Tagen kam von Hardenberg ein zweiter Brief an, in dem er ſchrieb: daß ich gleich kommen ſollte, um Fahnenjunker zu werden, freilich mit den beſten Ausſichten auf baldiges Avancement.

Sonntag früh wollte mein Vater nach Artern. Jetzt fing er erſt an mit mir zu reden. Das erſte

Wort, das ich von Churfürſt-Küraſſieren fallen ließ, wurde gleich wegen der Koſten ad acta gelegt und die Perſpective des Fahnenjunkers blieb allein; er ſchickte Alles an den Onkel und entließ mich mit Sorgen-belaſtetem Herzen. Tauſend Projecte liefen durch meine Seele. Um Alles gehörig überlegen zu können, ritt ich den Sonntag noch nach Leipzig. Montag Nachmittag kam ich nach Weißenfels zurück. Um Dich nicht zu ermüden, überlaſſe ich's Deinem Scharfſinn und der Kenntniß meines Charakters, die Gründe auszumitteln, die mich beſtimmten, fortzuſtudiren. Einer der Hauptgründe war, daß ich zu gut ſah, wie langſam und eingeſchloſſen meine militäriſche Laufbahn trotz alles Glücks bei unſerm mittelmäßigen Vermögen ſein würde, und wie ich meinen Hauptzweck doch noch eher beim Studiren erreichen würde, beſonders weil die Leidenſchaft des Ehrgeizes, die in mir jetzt noch nicht ſehr hell brennt, ſich mit gewiſſen Jahren erſt entzündet und dann zur unerträglichen Peinigerin wird; und dann auch, daß mir noch Vieles an innerlicher und äußerlicher Bildung fehlt, um eine freie Rolle bloß durch Verſtand in der Welt zu ſpielen; was doch ſelbſt bei Ergreifung des Militärſtandes im Anfang meine Lieblingsidee war, die ich aber nicht recht durchdacht hatte. Meine Mutter ergriff mit beiden Händen meinen abgeänderten Entſchluß, freilich nicht in Leipzig, ſondern in Wittenberg weiter zu ſtudiren. Mein Vater kam, und einige Vorwürfe abgerechnet, die Du

auswendig wiſſen kannſt und die höchſt natürlich ſind, hatte ich Urſache, mit ſeiner Humanität zufrieden zu ſein.

Was Du mir von den Abſichten meines Vaters mit Dir ſchreibſt, ſehe ich von einer andern Seite an, als Du. Ich ſehe da einen Kreis der Beſchäftigung für Dich, der weder höchſt mühſam, noch eingeſchränkt iſt. Du verſicherſt, Dir ſei Dein Daſein vielleicht etwas enger, als Deine Thatkraft ſonſt in Geſellſchaft der Phantaſie ſtrebte und vielleicht träumte; und ich finde da ein ganzes Leben voll Thätigkeit vor Dir, das gar nicht den kleinen Horizont hat, den Du ſiehſt. Kannſt Du ſo viel über Deine Einbildungskraft gewinnen, daß ſie Dir nicht immer andere Zuſtände vorſpiegelt, die eine gewiſſe, blos ideale Behaglichkeit haben, und hingegen der Vernunft und Empfindung ſo untergeordnet iſt, daß ſie Dir blos zur Verſchönerung und innern Unabhängigkeit von der Außenwelt dient: ſo wirſt Du muthig und feſt die Bahn gehen, die der Genius Deines Schickſals Dir vorzeichnet. Mir ſcheint dieſer Plan ſehr zweckmäßig in der Folge Deines Lebens zu liegen und zu ſeiner willigen Ausführung von Deiner Seite blos eine gewiſſe feſte Beſtimmung zu Etwas, Vorſtellung von der Macht und dem Zauber der Gewohnheit, Abziehung der Phantaſie von fremden, nicht genug gekannten Gegenſtänden und Beſchränkung auf Eine Stelle zu gehören, zu der ſich Jeder bequemen muß, und die

jedem lebhaften Kopf im Anfang unerträglich wird, und ſollte er mit dem Kabinetsminiſter anfangen.

Selbſtſtändigkeit und die Ruhe, die aus ihr entſpringt, iſt Folge und Urſache zugleich von einer einmal gewählten Lebensart, die zu unſern Kräften und Bedürfniſſen paßt. An dem Letzteren zweifelſt Du; aber — verzeihe mir, aus wahrer jugendlicher Unkunde des Lebens. Glaube mir, wir können Alles aus uns ſelbſt herausbilden, und Nichts von innerlicher Zufriedenheit und Beſtändigkeit iſt an eine äußerliche Stelle gebunden. Man hat Langeweile und Verdruß, findet Unbedeutendheit und Leerheit, martert ſich mit kränkelnder Empfindung und Phantaſie, ebenſo gut in den vielſeitigſten Verhältniſſen, wie in dem beſchränkteſten Zirkel. Ich will nicht behaupten, daß man alle ehrgeizigen Neigungen dieſen Ideen unterordnen ſoll; aber der Charakter unſeres Lebens, der deutliche Fingerzeig unſeres Schickſals, Zwecke, die mit unſerm Weſen innig verwebt ſind, treue Unterſuchung deſſen, wozu uns unſere Organiſation und alle Umſtände und Verhältniſſe der Außenwelt zu beſtimmen ſcheint, können und müſſen allein unſerer Wahl Leitung und Richtung, unſeren Ausſichten Grenzen, unſerer Gedankenwelt Anordnung und Beſtimmung geben.

Auch mein und faſt der Meiſten Lieblingsfehler iſt, Alles in uns und Eins in Allem haben zu wollen; wir ſuchen Alle mehr, als wir für unſere Bedürfniſſe

nothwendig brauchen. Wir ſehen dann oft den Wald vor lauter Bäumen nicht, und ſtreben nach etwas, das wir nicht anſchaulich, ſondern nur begriffsweiſe begehren; und verfehlen dadurch des leiſen Winks, den uns die Natur gab. Unterſuche Dich ſelbſt und ſage Dir dann aufrichtig, ob viele Dinge, die Du wünſcheſt und die Dir ſelbſt Sorgen und Pein machen, wirklich ſo vorhanden ſind, und ob Du ſie auch wirklich nöthig bedarfſt, oder ſie weſentlich entbehrſt. Lieber Erasmus, folge der Natur mehr. Ich habe gefunden, daß der unbehaglichen Sehnſucht nach einem andern Zuſtande und der Unzufriedenheit mit unſerm jetzigen, allemal Unwiſſenheit, Eingeſchränktheit und Schwäche zum Grunde liegt. Es iſt nur ſchwer zu unterſcheiden, was Natur iſt, und was ſie nicht iſt. Um dies zu erfahren, kann ich Dir nichts Beſſeres empfehlen, als ſorgfältige Unterſuchung deſſen, was Du wirklich biſt. Ungeduldig mußt Du freilich hierbei nicht ſein; denn ſelbſt dieſer langſame Gang unſerer Bildung und Entwicklung iſt Natur. Ihr getreulich folgen, nie ungeduldig ſein, immer das Gute anerkennen, was wir haben, und nicht von der kranken Empfindung und Phantaſie Paralleten ziehen laſſen, die höchſt unnütz, ſchädlich und unwahr ſind, nicht zu raffiniren auf Empfindung oder Situation, nichts unterdrücken, was geſundes nnd wahres Gefühl iſt, unbefangen ſich und ſeine trüben Launen zu beurtheilen, thätig der Natur entgegenzukommen und

ſich vor jeder Ueberſpannung in Acht zu nehmen: das iſt es, was uns zu thun bleibt, und wahrlich, es iſt genug. Das nil admirari des Horaz und zweckmäßige, anhaltende Beſchäftigung ſind große Hilfsmittel, ſeinen Charakter feſt und ſeine Ruhe, Unbefangenheit und gute Laune dauerhaft zu machen. Der Augenblick erſchöpft nicht das Univerſum, die Gegenwart befängt nicht unſer ganzes Daſein, wenn wir nicht wollen.

Reine Willenskraft, ohne alles Gewicht von raffinirten Gefühlen, iſt das, wodurch wir einzig leben und handeln können. Sie iſt das Element des Mannes, der ohne ſie kein Mann iſt. Sie iſt es, durch die wir geſund ſind und werden.

Denn gewiß nur die Harmonie unſerer Kräfte, die nur durch ſie möglich iſt, macht uns zu wahren Menſchen, zu echten Weſen in der Reihe der Dinge und dem wunderbaren Zuſammenhang der moraliſchen und phyſiſchen Welt. Wo kranke Phantaſie, da iſt auch kranke Empfindung und kranker Verſtand. Eins wird durch das Andere geſund. So wirkt auch Geſundheit des Körpers und der Seele ineinander, obgleich nie, oder höchſt ſelten, Krankheit des Körpers weſentlich nachtheiligen Einfluß auf das Gemüth haben kann, wenn reine, feſte, ewige Willenskraft da iſt.

Doch es iſt genug; Du ſelbſt wirſt Dir dies Alles anſchaulicher machen können und mußt es, wenn es nicht für Dich unwahr ſein ſoll und umſonſt. Kein Menſch giebt mehr, als er weiß und als er

darſtellen kann. Bei der Verſchiedenheit jedes Charakters kommt überdem bei dem Andern Vieles in Anſchlag, was ich überſehe und mir nicht eigenthümlich iſt. Daher muß jeder Menſch ſeine Philoſophie aus ſich ſelbſt heraus bilden.

Noch bin ich auch ſelbſt zu unausgebildet, zu unbeſtimmt, zu verwirrt in der Wahl der Begriffe, als daß ich in der Darſtellung deutlicher und glücklicher ſein ſollte."

Um dieſen Brief ganz zu verſtehen, muß hier eingeſchaltet werden, daß Friedrich's geliebter Bruder Erasmus gefährlich erkrankt war, und daß der Arzt nach ſeiner Wiederherſtellung von weiterem Studium entſchieden abrieth, da eine ſitzende Lebensart ihm ſchädlich ſein würde. Der Vater wünſchte, daß er ſich dem Forſtfach widmete; und Erasmus ging nach Hubertsburg, daſſelbe dort praktiſch zu erlernen, während Friedrich allein in Wittenberg ſtudirte. Hier einige Briefe von ihm an Erasmus und ſeine Eltern aus dieſer Zeit.

Friedrich an Erasmus.

„Der Vater wird Dir ſchon Deine Stelle fixirt haben und wahrſcheinlich ſtehſt Du ſchon an der Abreiſe. Glück auf den Weg, Erasmus; an keine Lebensart iſt das ſchlichte Wohlbefinden gebunden. — Aus Deinem Herzen kann ich Dir gutes Wetter und guten Weg prophezeihen, und es hängt in der That von

Dir allein ab, mich zum Lügner zu machen. — Mit einem Kompaß orientirt man ſich auf allen Meeren, — mit geſunder, praktiſcher Denkungsart, ohne viele Weitläufigkeiten und Subtilitäten, kommt man durch die ganze Welt.

Kaufe Dir Franklin's Jugendjahre und laß dies Buch und ſeinen Genius Deinen Begleiter ſein; Du wirſt mir für dieſe Bekanntſchaft danken.

In Dir und Deinen Kräften mußt Du Alles, was Dir fehlt, jeden Wunſch aufſuchen. Du kannſt, wenn Du ehrlich und fleißig zu Werke gehſt, nie einen Fehlgriff thun. Zu Deiner Jagdbibliothek empfehle ich Dir ferner den Horaz; auswendig mußt Du ihn kennen, und in ſeiner Geſellſchaft aſſecurire ich Dir Dein ganzes Leben gegen die Langeweile. Ich hoffe, Dir bald mit gutem Beiſpiel vorgehen zu können, und Dir zu zeigen, was guter Wille und uneingeſchränkte Betriebſamkeit der Wahrheit vermag, wie man mit redlicher Ueberzeugung, mit einem Herzen voll Zuverſicht und Liebe und einem Bischen Verſtand über Alles Herr wird, und auf Grundſätzen zu fußen anfängt. Doch muß man bei ſeinen Erfahrungen immer nur bis an den Hals in's Waſſer gehen und Beſonnenheit genug haben, ſich dann wenigſtens noch mäßigen zu können. — Ich ſage Dir das jetzt Alles, weil Du wieder einen entſcheidenden Schritt in's Leben wagſt, bei dem ſehr viel auf die Grundſätze, wenigſtens auf die Stimmung ankommt, in der Du ihn

thuſt. Meiner innigen Liebe zu einem gewiſſen Erasmus mußt Du meine Redſeligkeit und mein Moraliſiren zu Gute halten.“

Friedrich an ſeine Mutter.

„Wittenberg, 28. Juni 1793.

Wie innig kann ich Dir zu Deinem Hochzeitstage Glück wünſchen. So ein Glück iſt das Ziel meiner fernſten, aber liebſten Wünſche. Dieſer Sinn für Familienglück, der in mir ſo kräftig und lebendig iſt, wird auf das Schickſal meines Lebens gewiß einen wohlthätigen Einfluß haben und am Erſten die wilden Auswüchſe meiner Phantaſie beſchneiden, die mich beſtändig innerlich unſtet und flüchtig machen. Dieſen Sinn recht rein auszubilden, ihm vorzuarbeiten, ſo viel ich kann, im dunkeln Gewebe meines Schickſals, ſoll mein Hauptzweck ſein, und nur das widerwärtigſte Loos, die Loskettung von Allem, was mich an's Leben knüpft, könnte mir das Ziel verrücken. Ich hab' ihn von Euch, dieſen Sinn, der jetzt ſchon in mir oft leidenſchaftlich wird und ſich in die lächerlichſten Träume verliert. Die Familie iſt mir noch näher, wie der Staat. Freilich muß ich ein thätiger Bürger ſein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Aber mir iſt das Letztere näherer Zweck als das Erſtere. Man iſt auch am allervollkommenſten Bürger des Staates, wenn man zuerſt für ſeine Familie ganz da iſt. Aus dem Wohlſein

der einzelnen Familien beſteht der Wohlſtand des Staates. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft, das mir ſonſt ſo gleichgültig ſein könnte, wie jeder andere Staat. O ich fühle ſie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Stütze einer Familie zu ſein, und darum plagt mich auch oft mein wildes, leidenſchaftliches Temperament bis zum höchſten Ueberdruß. Es ganz zu ſein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geiſtes, Sinnenkraft, eine Fülle des Herzens und eine unbeſchreibliche, unnachahmliche Beſtimmtheit des Charakters. Wie weit ich von alle dem trotz aller zufälligen Bildung meiner Seele bin, kann ich ſelbſt am beſten beurtheilen. — Ich bringe nichts dazu mit, als ein leidenſchaftliches Gefühl für ſtille, häusliche Glückſeligkeit. Vielleicht erleichtert mir das noch den Weg zu dieſer Beſtimmung. Eine freundliche Ahnung ſagt mir, ich bin dazu geboren, und ſelbſt mein äußeres Schickſal flößt mir kein Mißtrauen ein. — Ich bin voll Glauben und Zuverſicht, und erwarte Alles, wenn ich meine ruheloſen Launen bezwinge. — Fleißig bin ich jetzt, und deswegen iſt mir nicht bange, beſonders da es mir leichter wird, als ich ſelbſt es mir vorſtellte. — Der Vater wird zu Michaelis gewiß zufrieden ſein."

Friedrich an Erasmus.

„Uns Beiden geht es ſonderbar! Wir ſpielten in Leipzig brillante Rollen auf dem Theater der

Welt. — Jetzt regrettirt der Eine in Wittenberg, knackt lateiniſche Nüſſe und ſtreut Bücherſtaub auf ſeinen Scheitel. — Der Andere gähnt in einem Holzwinkel hinter den Huronen, treibt das ehrwürdige Handwerk der alten Deutſchen, hängt ſeine Flinte über die Schulter und lebt halb erſtorben für die Zwecke der Zukunft. — Die Hoffnung und unſer Ziel müſſen uns begeiſtern. Die Kräfte der Seele müſſen ſich ſammeln und ſetzen, deſto überraſchender wird uns die Zeit des Genuſſes kommen. Die Zeit ertragen zu lernen, iſt ein Hauptgeheimniß des Lebens, und die Einförmigkeit iſt eine Schule für Jünglinge, denen die Natur ein wenig Aether und zuviel Empfänglichkeit für die angenehmen Eindrücke gab. Auf Michaelis werden wir Beide ungleich an Kraft gewonnen haben, und damit iſt der erſte Schritt zum männlichen Leben geſchehen."

Friedrich an Erasmus
(März 1793).

„Ich lebe jetzt hier ſehr vergnügt. Wittenberg feſſelt mich jetzt ordentlich an ſich. Alle Stunden, die mir nicht Beruf und Fleiß ausfüllt, lebe ich in geſelligem Genuß. Kommerſtedt und ich leben in hoher Eintracht. Haben unſere Zeit ſehr gut eingetheilt. Ich vorzüglich ſehe kein anderes Buch an. Mein Repetent Mangold iſt bei mir jetzt Mode. Du wirſt mich in vielen Dingen verändert finden. Ich bin jetzt viel

gründlicher und lebensklüger als vorher. Ich freue mich sehr auf Michaelis und noch mehr auf mein Examen. Der Philisterstand ist herrlich. Die überspannten jugendlichen Ideen sinken dann von selbst in die Grenzen einer bestimmten Wirksamkeit und Thätigkeit."

„Wittenberg, den 12. März 1793.

Dein Brief war mir sehr angenehm, ohngeachtet der Hypochondriakus an allen Ecken herausguckte. Armer Schelm, Du dauerst mich. Ich fehle Dir. Wären wir beisammen, so sollte die Schwindsucht bald zum Fenster hinaus. — Ja, Lieber, wenn Dein Handwerk Dich nicht curirt, so mußt Du das Uebel von einer andern Seite angreifen — und die ist kurz: Du mußt Dich nicht so vor Krankheiten und vor dem Tode fürchten, und Beides besonders nicht in einem so ernsten Lichte ansehen.

Du mußt Dich nur dahin zu bringen suchen, daß Du während der grübelnden Launen fest daran denkst, daß es Schwäche und Nervenspannung ist — dies nur immer geduldig wiederholt, ist der erste Anfang; zerstreuende Thätigkeit ist der zweite Schritt, der, wie ich gern zugebe, sehr mühsam ist. Gewohnheit thut da Alles. So kannst Du Dich schließlich auch an's Lachen über Deine Schwachheiten gewöhnen. **Gutta cavat lapidem.** Glaube mir, in solchen gering scheinenden Gemeinsprüchen trifft man oft auf das älteste

gediegenſte Gold der Lebensweisheit. Sei überzeugt, fortgeſetzter Kampf mit Dir ſelbſt muß Dich belohnen. Nur hüte Dich vor allgemeiner Unzufriedenheit; es iſt erſtens der Traum aller Träume; und zweitens mit einem ſolchen grilligen Herzen wie jetzt wäreſt Du in der beneidenswürdigſten Lage vielleicht noch unglücklicher als jetzt, denn da hätteſt Du dann nicht einmal mehr zu wünſchen, und Wünſchen iſt eine wahre Panacee des Lebens. Auf's Frühjahr wollen wir zuſammen vergnügt ſein und Du ſollſt Deine Litanei vergeſſen. Stärke Deinen Körper und denke etwas Kluges, oder gar Nichts. — Ich glaube wohl, daß es dort knapp mit Deiner Geſellſchaft iſt. — Ich wollte Dich bald curiren, wenn ich Geld und Freiheit hätte; eine tüchtige Reiſe ſollte Dir die Welt in einem ganz anderen Lichte zeigen. Schreibe mir bald wie der alte Erasmus — zufrieden und männlich."

Indem aber Friedrich ſo den Bruder aufzurichten ſuchte, hatte er ſelbſt einen harten Stand gegen ſeinen Vater. Es war natürlich, daß Söhne, indem ſie aus einem ſo ſtrengen Vaterhauſe traten, die Feſſeln deſſelben fröhlich abſtreifend, des Guten auch etwas zu viel thaten. Friedrich muß wohl leichtſinnig gewirthſchaftet haben, ſo daß ſeine Ausgaben die Einnahmen überſtiegen. Natürlich faßten ein Paar ſo ernſte Männer, wie der Vater und Oheim, die Sache ſchärfer auf,

als ſie es verdiente. Friedrich's Antwort auf einen ſtrengen Brief des Vaters iſt zu charakteriſtiſch für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling, als daß wir ſie hier nicht ganz einfügen ſollten.

Friedrich an ſeinen Vater
(Mai 1793).

„Ich kann nichts thun, als mich ärgern, daß ein leichtſinniger Zug meines Charakters, den man herrlich finden würde, wenn ich reich wäre, für Dich eine Quelle ſo vielen Kummers und ſo mannigfacher Sorgen wird. Aber erlaube mir, Dir noch einmal meine aufrichtige Meinung hierüber, ſowie über Deine Drohung von dem baldigen Verluſt Deines Zutrauens und der Erwähnung meines Onkels zu ſagen. Du beurtheilſt mich hierbei wirklich ganz einſeitig, denn Du zählſt nichts als meine jungen Jahre, wirfſt mir unaufhörlich die oftmaligen Verſprechungen vor, bedenkſt aber nicht, daß natürlich Willenserklärungen erſt mit dem Charakter Feſtigkeit erlangen, Entſchlüſſe von Dauer nicht in einer Jünglingsſeele, ſondern kaum in der zehnten Mannesſeele zu Stande kommen. Kannſt Du die Jugend oder das Knabenalter nach den Jahren zählen? Einige werden früher, Andere ſpäter männlich. Die früher Männlichen werden gemeinlich auch eher überreif, oder bleiben nachher ſtehen; die ſpäter Männlichen bleiben zwar länger in den Knabenſchuhen ſtehen, aber dann geht's auch deſto

ſchneller in's männliche Alter hinüber. Die Schritte, die ich ſeit einem Jahre in dieſer Rückſicht gethan, können Leute bemerken, die nicht vorher gegen mich eingenommen ſind, wenn ſie freilich nicht beſtimmen können, ob ich dadurch gewonnen oder verloren habe. Denn dies iſt der Zeitpunkt, wo es mit dem Charakter kritiſch genug ausſieht. Oft bringt man, wenn man zu ſehr getrieben wird, aus den Kinderſchuhen zwar Kenntniſſe und Verſtand heraus, aber das Herz iſt zurückgeblieben. Wer weiß, ob Deine Briefe nicht in wenigen Jahren gar ſeltſam gegen die jetzigen abſtechen, ob ſie nicht gegen Dinge predigen, die ſie jetzt empfehlen. Ich kenne ſelbſt meine Uebergänge zu gut. Ich weiß ſicher, daß ich Dich nicht überreden werde, daß meine jetzigen Entſchlüſſe natürlich zehnmal feſter ſein müſſen, als ſie es vor einem Jahre waren. Immerhin, wenn Du nur bald einſiehſt, daß ich jetzt richtig geſehen und wahr geſprochen habe. Wie iſt es möglich, daß Du wirklich im Ernſt einem jungen Menſchen Dein Zutrauen rauben willſt, der doch wenigſtens nicht ſchlecht denkt, und der nur nicht zum beſtimmten Termine Mann wurde — und um eines Fehlers willen, der nicht allein gemeinſchaftlicher Erbfehler der Jugend, ſondern auch äußerſt gewöhnlich unter Männern und Greiſen iſt, der allerdings im höchſten Grade verderblich iſt, aber wenn er alles Zutrauen rauben ſollte, eine Kälte und ein Mißtrauen in die Welt einführen würde, das mehr ſchadet als der alte Fehler. Fern

ſei von mir jede leere Entſchuldigung. Traue mir nur nicht zu, daß ich es nicht höchſt lebhaft empfände, wie ich mit meinem Gelde beſſer und ſparſamer wirthſchaften müßte. Ich habe Dir ſchon mündlich bezeugt, wie ſehr ich meinen Leichtſinn verabſcheue — in vier Wochen kann ich Dir freilich keine entſcheidenden Beweiſe meiner feſten Entſchlüſſe hierüber geben — und wenn Du mir die Reiſe ſo hoch anſchreibſt, ſo ſollen ſich Dir gewiß die wenigen Thaler ſo gut verintereſſiren, daß Du mir zu Michaelis keine ſaure Miene mehr darüber machſt. Freilich wiederhole ich ſchon wieder, Du wirſt mir nicht glauben, Du wirſt Dich daran nicht erinnern laſſen wollen, daß unmündige Leute nicht gültige Verſprechungen machen können, weil man von der Lubricität ihres Charakters ſchon in den Geſetzen überzeugt iſt, und daß zu einem männlichen Entſchluſſe platterdings ein ſehr feſter Charakter gehört, den ich ſelbſt jetzt noch nicht ganz habe; aber auch darauf rechne, daß man hier relativ urtheilt.

Gewiß wirſt Du und der Onkel Euer, wie Ihr meint, unwiderrufliches Urtheil über mich noch einmal zurücknehmen, und dann bitte ich mir dieſen Brief wieder aus.

Was Du mir von dem fortdauernden Unwillen des Onkels ſchreibſt, iſt mir zwar nicht neu, aber doch eben ſo befremdend als neu; und wie leicht iſt mir dieſes Befremden zu verzeihen, wenn ich das recapi-

tulire, was ich ſchon vorhin geſagt: ich beging voriges Jahr einen übereilten und in mancher Rückſicht, wie Du mir ſelbſt ſchon zugegeben, ſehr verzeihlichen Streich. Daß der Onkel noch nach einem Jahre daran gedenken kann, iſt ein Zug, der mit ſeiner gewohnten Herzensgüte ſonſt incompatibel iſt und den ich mir gar nicht erklären kann.

Wär' ich ein Menſch, ſchon tief in's männliche Alter vorgerückt, der eine unverzeihliche, völlig erwieſene Undankbarkeit gezeigt hätte, wer könnte dann mit meinem Onkel hadern? Aber ein Mangel an Zutrauen von einem jungen, höchſt übereilten Menſchen, der in mancher Rückſicht auf's Aeußerſte gebracht war und glaubte, der Mann, zu dem er bittend gehen ſollte, ſei Urheber alles Uebels; der voraus überzeugt war, ſeine Bitte ſei vergebens: — dies ſoll verrathen, daß an einem jungen Menſchen nichts iſt, daß nichts aus ihm werden wird? dies ſoll ihm die Verachtung eines Mannes, den er liebt, in einem Alter zuziehen, wo man jede Erniedrigung doppelt fühlt, wo man ſich ſo mancher glücklichen Kräfte bewußt iſt und ohnmöglich ſich mit einer aſcetiſchen Strenge kann verdammen laſſen. Sage, lieber Vater, mußt Du mir nicht beiſtimmen? Dein Herz, ich weiß es zu gut, fühlt die Ungerechtigkeit dieſes Benehmens und kann ſelbſt an dem trefflichen Manne dieſe Hartnäckigkeit nicht ganz entſchuldigen; wenn er auch zehnmal Dein Bruder oder gar Dein Vater wäre, vorzüglich da man von

ſo einem erfahrenen, gütigen Manne ein ganz fleckenloſes Betragen erwarten darf, aber nicht die Entſchuldigung, daß es ein Zug iſt, der jetzt unüberwindlich iſt. Wenn noch ſolche Leute unüberwindliche Züge und Neigungen haben, wer kann uns dann mit Recht Vorwürfe über Leichtſinn und paſſagere Unordnungen machen? Doch ich verlaſſe dieſe für mich ſo unangenehme Materie, von der ich mir nur gegen einen ſo gütigen Vater, wie Du biſt, der mich ſelbſt zur offenſten Freimüthigkeit aufgefordert hat, ſo frei zu reden erlaube.

Als ich dieſen Brief anfing, war ich wieder im Begriff, ein Palliativ zu ergreifen, um mir fernere Vorwürfe zu erſparen. Du ſchreibſt mir ſo aufgebracht, daß ich wirklich Willens war, die hieſigen Schulden noch wieder heimlich zu decken; aber ich habe mir's beſſer bedacht. Ich will mich dieſem Unwillen ausſetzen, um nie wieder Vorwürfe über Heuchelei zu erhalten. Willſt Du ja nicht zahlen, ſo muß ich freilich ſehen, wie ich mir helfe, aber Du weißt dann doch Alles. Der Protonotar wird Dir hiermit die ſämmtlichen rückſtändigen Rechnungen ſchicken und ich erwarte Deine Entſchließung. Für dieſen Sommer wirſt Du zufrieden ſein müſſen, denn ich ſchränke mich ſo ſehr ein, als ich kann.

Was meinen Fleiß belangt, ſo hab' ich keinen Treiber mehr nöthig. Ich hoffe, dieſen Sommer mehr zu lernen, als ich je gelernt habe. Die Arbeit ſchmeckt mir. Staatsrecht, Statiſtik, Völkerrecht und Referiren

füllen meine Stunden völlig. Mich treibt eine Sehnsucht nach einer Anſtellung, wo ich bald von Deinem Beutel unabhängig bin. Die Wahl der Mittel überlaſſ' ich Dir gänzlich und erinnere nur, daß Sachſen jetzt die unvortheilhafteſte aller Ausſichten darbietet. Ubi bene, ibi patria."

Zweites Kapitel.

Lange währte den Zweifel, es konnte Keiner ihn ſchlichten,
Mancher ſchöne Kryſtall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe beſitzt den Talisman ewigen Friedens.
Da nur, wo ſie erſcheint, fließen die Maſſen in Eins.
Novalis.

Die franzöſiſche Revolution hatte inzwiſchen nach und nach auch in Deutſchland alle Geiſter und Gedanken erregt, und die leidenſchaftlichſte Partheinahme dafür oder dagegen hervorgerufen.

Hardenberg und ſein Bruder gehörten natürlich zu Denen, die ſich mit Grauen von den neuen Ideen abwendeten.

„Die Franzoſen werden noch toll", ſchreibt Hardenberg an ſeine Frau; und als er in der Zeitung die Nachricht von der Hinrichtung des Königs las, ſchleuderte er das Blatt von ſich und brach, auf's

Tiefſte erſchüttert, in die Worte aus: „Nun ich die Schandtthat habe leſen müſſen, will ich auch nie wieder eine Zeitung in die Hand nehmen.“ Er hielt Wort; ſpäter ließ er ſich nur berichten, was die Zeitungen brachten, er rührte keine wieder an. Gleichwohl aber konnte er nicht umhin, Gottes ſtrafende Gerechtigkeit in den wilden Thaten, die geſchahen, zu erkennen; vornehmlich aber für das königliche Haus die Buße für die Bartholomäusnacht und die Sünden und Frevel Ludwig's XIV. und XV.

Der Comthur war ein noch eifrigerer Gegner; er beſchäftigte ſich überall mehr mit Politik, als der Bruder. Einzelne Notizen aus ſeinen Briefen kennzeichnen ſeine Anſchauungsweiſe ſehr deutlich.

An Hardenberg.

„Les nouvelles de la France sont horribles. On se perd dans les conjonctures. Les choses sont à leur comble. Louis XVI est cruellement puni des pêchés de ses predecesseurs.“

„Unſer guter und übrigens achtungswerther Freund Ferronnée iſt ein enthuſiaſtiſcher Demokrat und freut ſich von Herzen über die verunglückte Flucht der königlichen Familie, ‚es möge ihnen auch gehen wie es wolle!‘ Ein Mann, außerdem ſo ſanft und ſo weich! Was thut der Partheigeiſt nicht und der heimliche Groll, nicht von alt-adlicher Geburt zu ſein! Du kannſt leicht denken, daß er mich nicht be-

kehrt hat; ich habe ihm meine Meinung recht derb gesagt, so daß ich ihn stille machte; bekehrt habe ich ihn gewiß nicht.“

„Die Nachrichten des Massacre vom 3ten übersteigen allen Glauben; über 1500, darunter 200 Priester und Bischöfe, die unter dem Schutz der Gesetze gemordet wurden; mich schaudert, was noch bevorsteht.“

„Ich lege Dir sehr an's Herz, Miltitz*) bei jetziger Lage ja nicht nach Hamburg zu schicken. Klopstock soll mehr als je fanatisch demokratisch sein, vermuthlich steht er mit auf der Liste Derer, die zu Bürgern von Frankreich erklärt worden sind. Miltitz ist wie Wachs, und bei dem Hang seiner ganzen Familie zum Absonderlichen drückt sich alles Auffallende leicht auf ihn ein, besonders in diesen Jahren, wo ein gewisser Erasmus sicher auch in diese Thorheit hineingegangen sein würde!“ —

Als die preußischen und deutschen Armeen in Frankreich eingerückt waren, schreibt der Comthur: „Du glaubst nicht, was diese französische Miliz für schlechtes, zusammengelaufenes Gesindel ist, des gens à sac et à corde. Damit will ich aber gar nicht sagen, daß die Parthei der Jacobiner nicht sehr mächtig ist, sie ist ja im Besitz von Allem, was mächtig ist; möchte sie nur einen bessern Gebrauch davon machen. Besser

*) Dietrich von Miltitz, später sächsischer General, der Mündel Hardenberg's.

wäre es geweſen, wenn wir uns gar nicht hineingemiſcht hätten; aber glaubſt Du nicht, daß eine höhere Vorſicht dies Alles ſo geleitet? Darum muß es ja wohl gut ſein und meine beſten Wünſche begleiten dieſe Unternehmung."

Hardenberg's Söhne, ſo wie überall die Jugend, ergriffen dagegen lebhaft die Parthei der Revolution und ihrer Ideen; ſie hielten ſie für ein Gewitter, welches die trübe, ſchwere Luft reinigen ſollte; die wilden Ausſchreitungen ſchoben ſie auf das Naturell des franzöſiſchen Volks, das einer ihrer bedeutendſten Männer mit zwei Worten: „halb Tiger, halb Affe", charakteriſirt hatte. Ihr ganzes Intereſſe wendete ſich mit Feuer der neuen Zeit zu, und dies um ſo mehr, als das damalige Deutſchland ja in noch viel kleinere Länder und Ländchen zerſplittert war, als die jetzige Generation es gekannt hat. In jedem dieſer kleinen Kreiſe hatte ſich der Particularismus ſein beſonderes Kleid gewoben; gegenüber den großen Fragen, welche die Revolution zur Erörterung brachte, bildeten dieſe kleinlichen, jämmerlichen Verhältniſſe einen um ſo ſchärferen Contraſt.

Wie viele von Haus aus tüchtig und gut angelegte Perſönlichkeiten in dieſen engen, verkrüppelten deutſchen Verhältniſſen erdrückt, verſchroben und verkommen ſein mögen, das läßt ſich nur annähernd ahnen, wenn wir, um nur Einen zu nennen, in dem Leben Jean Paul's das mühevolle Ringen, ſeinem Geiſte

Nahrung zu verſchaffen, ſeine Kräfte zu entwickeln, verfolgen. Und welche Zähigkeit des Willens, welch' eine Geiſteskraft hat dazu gehört, daß er ſein Genie ſo entfeſſelt hat, wie er es ſchließlich gethan! Und doch wie vieles von dem verſchrobenen Weſen in ſeinen Schriften hat mit den verkümmerten Zuſtänden, die ihn preßten und ſeinen Geſichtskreis beſchränkten, zuſammengehangen!

Alter und Jugend aber mußten in jener Zeit und unter den gegebenen Verhältniſſen in Bezug auf die neuen mächtigen Gedanken, die die Revolution flüſſig gemacht, hart gegen einander treffen; ſo auch Hardenberg und ſeine Söhne, zwiſchen denen ſich mehr und mehr Mißverſtehen und Unzufriedenheit zeigt.

Hier iſt der Punkt, wo ſich uns das Räthſel löſ't, wie es zuging, daß ein ſo treuer, liebevoller Vater wie Hardenberg, deſſen Vaterauge auf einem Sohne wie Novalis mit Freude und Stolz hätte beruhen müſſen, dennoch mit Mißtrauen und Unzufriedenheit dem Sohne bis zu deſſen Tode gegenüber ſtand. Es war der Kampf zweier Zeiten, der ſich im Großen in der Weltgeſchichte vollzog, und der ſich hier im Kleinen in der einzelnen Familie zwiſchen dieſem Vater und ſeinen Söhnen nachbildete.

Jeder einzelne Menſch hängt weit mehr mit den geiſtigen Strömungen ſeiner Zeit zuſammen, als es oberflächlich erſcheint. Kommen nun ſolche gewaltige Wendepunkte wie am Ende des 18. Jahrhunderts, ſo

treten die Gedanken und Zuckungen der Zeit in jedem irgend bedeutenden Menſchen erkennbarer hervor. Aber nur die Jugend iſt im Allgemeinen fähig, ihre Zeit richtig zu erfaſſen; denn jeder ältere Mann bringt den Maaßſtab ſeiner Jugend mit, und dieſer Maaßſtab will dann nicht mehr paſſen. Dazu kommt, daß gerade die warmen, frommen Herzen am leichteſten wähnen, das Chriſtenthum ſei in Gefahr, während daſſelbe doch in ſeinem innerſten Weſen unberührt bleibt, ob die Strömung der menſchlichen Meinung eine philoſophiſche, rationaliſtiſche, orthodoxe oder antichriſtliche iſt, ob es Monarchiſten oder Republikaner ſind, die ihre Meinung für die allein ſeligmachende halten.

Nun giebt es Naturen, die in ſich abgeſchloſſener oder ſchon mit dem Leben mehr fertig ſind; ſie ſchließen ſich in ſolchen Uebergangszeiten ſchroff von dem Neuen ab und ſpinnen ſich in ihre eigenen Ideen und unbeugſamen Grundſätze ein. So war in der Hardenberg'ſchen Familie der Comthur der Vertreter der alten Zeit, während der Bruder gerade auf der Scheide der alten und der neuen ſteht. Unbewußt war er ſchon berührt von der neuen Strömung, denn für ihn war der Glanz der Familie, Reichthum und Anſehen nur eine untergeordnete Lebensfrage; einfache Verhältniſſe pries er ſeinen Kindern als die wünſchenswertheſten. Dennoch aber gehörte er mit ſeinem Bewußtſein noch ganz der alten Zeit an. Er hatte ſich in ſeiner Jugend ſeine Anſichten und Grundſätze heiß erkämpft,

er hielt ſie für die allein richtigen; nun konnte es ſein Vaterherz nicht ertragen, ſie in ſeinen Kindern ſich anders geſtalten zu ſehen. Dies gab einen Conflict, der ſchmerzvoll in ſein und ſeiner Kinder Leben eingriff. Er ſah, daß Religion und Politik in ihnen andere Züge annahmen, und ſtemmte ſich mit allen Kräften dagegen. Daß er dabei mit einer an ſolchen Wendepunkten gewöhnlichen Inconſequenz verfuhr, war weder ihm noch den Söhnen klar, aber es kam dadurch etwas Launiſches, ja Despotiſches in ſein Weſen, was ihn ſelbſt verſtimmte und drückte, die Seinen ihm entfremdete und in ſein Schickſal einen tragiſchen Zug hineintrug, der ſpäter auch in ſeinem äußeren Geſchick zur Geltung kam.

Sehr charakteriſtiſch für die durch und durch ariſtokratiſche Natur Hardenberg's iſt die Antwort auf einen Brief des ſpäteren Staatskanzlers von Hardenberg, der ihm und ſeinen Brüdern vorſchlug, im Jahr 1779 ſich auch um den Grafentitel zu bemühen. Er ſchreibt ſpottend: „Daß Vetter Hans vom Hinterhaus gegraft iſt, wiſſen Sie; et il a eu l'insolence de faire alleguer dans le diplom ſeine Verdienſte um Deutſchland als Calenberg'ſcher Landrath! N'est ce pas en imposer bien grossièrement à la posterité? Mon père n'attend, comme vous le sentez bien, que le consentement de vôtre branche, pour âcheter aussi cette distinction."

Hardenberg antwortete: „Ich habe mehrere Söhne

und nicht so bedeutendes Vermögen, um jedem von ihnen ein sort zu gründen, und eine arme Grafenwirthschaft ist ein elend Ding. Außerdem aber ist mir der alte Freiherr lieber, als der neugebackene Graf!" —

Es fanden jetzt häufig politische und religiöse Streitigkeiten zwischen den beiden alten Brüdern und den Söhnen statt. Erasmus opponirt lebhaft, während Friedrich sich schon jetzt mehr auf sich zurückzieht; ein Brief von ihm an Erasmus wirft ein Licht darauf.

„Ueber Deinen Streit mit den beiden altmodischen Köpfen will ich Dir nur Eins sagen, daß es mit allen solchen Controversen ein mißlich Ding ist und man zweierlei Gefahr dabei läuft. Einmal, einseitig zu urtheilen und sich hartnäckig zu machen, und dann wirklich Jenen Unrecht zu thun und von ihrer Seite nichts zu gewinnen. Daß jede Sache zwei Seiten hat, ist ein abgedroschener Gemeinplatz, der aber sogleich Leben und Neuheit gewinnt, wenn man mit ihm jeden Schritt im alltäglichen Leben mißt und seine Anschaulichkeit bis zu einer Art von Instinct erhöht. Stilles Zurücktreten in sich selbst, leise Abwägung der mancherlei Verhältnisse des menschlichen Lebens und eine Bescheidenheit, die man fast nicht zu weit treiben kann, sowohl im innern als im äußern Leben sind einige Hauptingredienzen der wahrsten Philosophie des Lebens, deren vortheilhaften Ein-

fluß man faſt mehr im Ganzen als im Einzelnen bemerkt."

Die kleinlichen Verhältniſſe in Sachſen waren nicht geeignet, emporſtrebende junge Leute zu feſſeln, und Friedrich wünſchte darum lebhaft in preußiſche Dienſte zu gehen. Die Keime, die der Oheim Bölzig in den Knaben gelegt, wenn er von Friedrich dem Großen mit Begeiſterung ſprach, trugen jetzt ihre Frucht.

Der damalige Miniſter von Hardenberg, der ſpätere Staatskanzler, erklärte ſich bereit, Friedrich eine Anſtellung in Preußen zu verſchaffen. Allein während noch mit ihm unterhandelt wurde, traten bei dem Vater die lebhafteſten Bedenken ein, den Sohn in das Haus des Vetters nach Berlin zu geben, deſſen Grundſätze, ob er ihn gleich perſönlich ſehr lieb hatte, nicht nach ſeinem Sinne waren. Doch mochte er dieſen Grund dem Sohne nicht mittheilen, ſondern ſchlug ihm vor, einſtweilen zu ſeiner praktiſchen Ausbildung nach Tennſtedt zu dem Kreisamtmann Juſt zu gehen. Friedrich willigte ungern in dieſen Plan, und nur die Vorſtellung, daß damals beide Güter der Familie in Sachſen lagen und es alſo wünſchenswerth für ihn war, mit den ſächſiſchen Rechts- und Landesverhältniſſen vertraut zu ſein, bewogen ihn, nach Tennſtedt zu überſiedeln, in der Hoffnung, dann ſpäter nach Preußen gehen zu können.

Der trefflichе Kreisamtmann Juſt ward bald einer ſeiner vertrauteſten Freunde. Wie Hardenberg

aber überhaupt war, wie er arbeitete und wie ſich ſchon hier die Gewalt ſeiner Perſönlichkeit gezeigt, die ſpäter Viele mächtig hingeriſſen hat: das ſehen wir am beſten aus dem Urtheil, das dieſer durch und durch praktiſche Mann über unſern Freund ausſpricht.

„Ich ſollte ſein Lehrer und Führer werden", ſo ſchreibt derſelbe, „aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich ſelbſt in denjenigen Fächern, wo ich ihn vielleicht durch Erfahrung und Uebung an Kenntniſſen übertraf, alle meine Kraft aufbieten mußte, um ſeinem Forſchungsgeiſte, der ſich mit dem Gemeinen, Bekannten und Alltäglichen nicht begnügte, ſondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufſuchte, einige Genüge zu leiſten; ſondern auch hauptſächlich, daß er mich mit ſich fortriß, mich von den Feſſeln der Einſeitigkeit und Pedanterie, in die ein vieljähriger Geſchäftsmann ſo leicht eingeſchmiedet wird, befreite, mich zu vielſeitiger Anſicht deſſelben Gegenſtandes nöthigte, mich zu den Idealen, die ſeinem Geiſte immer vorſchwebten, ſo weit es mir meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob, und den faſt entſchlummerten äſthetiſchen Sinn in mir weckte.

Wer würde es aber vermuthet haben, daß dieſer junge Mann, um ſich zu einem Geſchäftsmann zu bilden, die Mühe nicht ſcheute, dieſelbe Arbeit zwei-, dreimal ganz umzuſchaffen, bis ſie ſo erſchien, als ſie nach ſeiner Meinung ſein ſollte? Daß er ſich ganze Seiten von gleichbedeutenden oder abweichenden Wör-

tern auszeichnete, um die Abwechſelung und Präciſion des Ausdrucks bei Geſchäftsaufſätzen in ſeine Gewalt zu bekommen? Daß er die gemeinſten Geſchäfte des Praktikers mit eben dem Fleiße bearbeitete, als diejenigen, die ganz eigends für ſeinen Geiſt berechnet waren?

Aber er wollte das, was er ſein wollte, nicht halb, ſondern ganz ſein. Nichts trieb er oberflächlich, ſondern Alles gründlich. Dabei kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geiſteskräfte und die Leichtigkeit, womit er Alles betreiben konnte, vorzüglich zu ſtatten. Ein neues Buch durchlas er in dem vierten Theile des Zeitraumes, den wir anderen Erdenſöhne dazu nöthig haben. Dann legte er es ſtill bei Seite, als ob er es nicht geleſen hätte. Wenn nun nach Wochen oder Monaten über dieſes Buch geſprochen ward, ſo war er im Stande, den ganzen Inhalt deſſelben zu erzählen, die bedeutendſten Stellen anzuführen, über ſeinen Werth ein beſtimmtes Urtheil zu fällen und dabei zu ſagen, ob und warum er es dem oder jenem Freunde zum Leſen empfehlen könne, oder nicht. So las er, ſo arbeitete er, ſo ſtudirte er — auch die Menſchen. Und ſo war es möglich, daß er in einem ſo kurzen Leben das leiſtete, was er geleiſtet hat."

Es war am 17. November 1794, als Hardenberg auf einer Geſchäftsreiſe, welche er mit Juſt unternahm, nach Grüningen kam. Er ahnte nicht, daß er hier

das Mädchen finden ſollte, welches einen ſo bedeutenden Einfluß auf ſein Leben auszuüben beſtimmt war!

Das Gut Grüningen bewohnte ein Herr von Roggenthin mit ſeiner Familie; ſeine Frau war zuerſt an einen Herrn von Kühn verheirathet geweſen. Aus beiden Ehen waren Kinder entſproſſen, welche in lieblichem Kreiſe die Eltern umgaben. Die „Mutter mit den ſchönen Kindern" wurde Frau von Roggenthin in der Umgegend genannt, und unter dieſen ſchönen Kindern war die dreizehnjährige Sophie von Kühn das ſchönſte, die Roſe von Grüningen.

Man konnte ſich kaum einen größeren Contraſt zweier Häuſer denken, als den, welcher Hardenberg zwiſchen ſeinem elterlichen Hauſe und dem Sophiens entgegentrat. Jenes trug den Charakter der Abgeſchloſſenheit und eines faſt düſteren Ernſtes; dieſes öffnete ſeine Thore weit und lud Jedermann in ſeine heiteren gaſtlichen Hallen, der ſich ſeines Lebens freuen wollte. Freilich aber ging dagegen durch das Hardenbergiſche Haus ein Zug nach höheren, idealen Gütern, von dem man in Grüningen nicht einmal eine Ahnung hatte.

Der joviale Roggenthin, ein tüchtiger Landwirth, kannte nichts Beſſeres, als ein frohes, gaſtfreies Leben; die Mutter war mit den Töchtern um die Wette ſchön und lebensluſtig; dabei war das Leben dennoch ein praktiſches. Arbeit und Vergnügen gingen Hand in Hand. Die Töchter waren trotz ihrer Jugend

gute Wirthinnen und führten abwechſelnd den Haushalt. Die franzöſiſche Gouvernante Sophiens und der jüngeren Kinder, Jeannette Danscour, eine originelle ältere Perſon, gehörte ganz zur Familie. Stets waren Gäſte da, um deretwillen aber keine Umſtände gemacht, nur die Braten größer genommen, die Kuchen öfter friſch gebacken wurden; ſie hauſten mit im Garten, in der Kinderſtube, wo die Familie gerade war. Die Jugend tanzte, ſang, ſpielte in ausgelaſſenſter Fröhlichkeit; Neckereien und Scherze flogen hin und her; Haus und Garten, die prachtvolle alte Lindenallee, wiederhallten von Lachen und Singen. Politiſche und kirchliche Fragen, überhaupt geiſtige Dinge machten Niemand unnöthiges Kopfzerbrechen; ein heiterer, froher Lebensgenuß war das Element der Familie. Aber bei aller Luſtigkeit war eine große Reinheit, Unverdorbenheit und Harmloſigkeit der Grundzug Aller.

Dies heitere Weſen ſtach gegen den freudloſen Ernſt im Hardenberg'ſchen Hauſe, hervorgerufen durch die ſtrengen Anſichten des Vaters und die Kränklichkeit der Mutter, glänzend ab. Ebenſo contraſtirte das unſchuldige Weſen der Kühn'ſchen Schweſtern ſehr anmuthig mit den raffinirteren geſelligen Kreiſen in Leipzig, Weißenfels und Wittenberg, die Hardenberg bisher beſucht hatte.

Natürlich, daß ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling ſich mit Entzücken in ein ſo friſches Jugendleben warf!

Zeugniß davon geben folgende Worte eines Briefes an Frau von Thümmel, geb. von Kühn:

„Ein seltener, schöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe, was ich fast nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir versagte, hat das Glück mir gegeben. Ich vermisse in meinem Geburtskreise, was ich in einer fremden Mitte beisammen sehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtschaften giebt, als die das Blut knüpft; ich finde, daß der Zufall in eine sehr mütterliche Laune für mich gerathen ist, indeß der gewöhnliche Schlendrian mir so viel als möglich die übelsten Dienste von der Welt leistet."

Der Eindruck, welchen das Haus in Grüningen auf Hardenberg machte, würde aber nicht so stark und tief gewesen sein, wenn nicht Sophie, deren schlanke, zarte Gestalt mit dem Zauber des Kindes und der Jungfrau zugleich umgeben war, mit den feinen, edlen Zügen und den wunderbar schönen, dunklen Augen, „das lockige Köpfchen, das nur über der holden Gestalt zu schweben schien", wenn diese Sophie nicht gewesen wäre! Ihre Schönheit nahm den ganzen Sinn des werdenden Dichters gefangen; in dieser tadellos anmuthigen Hülle glaubte er das Ideal zu finden, das er längst gesucht, und daß sie ihm so ganz unbefangen, fast ganz wie ein Kind entgegentrat, verlieh ihrer Schönheit das Unbewußte, Reizende. Er trug alle die Eigenschaften des Geistes, die er selbst

beſaß, oder die er bei ſeiner Geliebten ſuchte, in ſie hinein, er nannte ſie „Sacontala", weil er glaubte, daß es mit ihr gehen würde wie in jenem lieblichen indiſchen Mährchen, in welchem ſich aus dem kindlichen, traumhaften Mädchen die edle geiſtige Frau entwickelt; er hoffte, daß die Blüthen des Geiſtes ſeiner Sophie ſich zur vollen Schönheit entfalten würden, — aber er liebte ſie auf den erſten Blick und bis zum letzten, wie einſt Dante ſeine Beatrice liebte.

Ob Hardenberg's Hoffnungen je erfüllt worden wären, wenn die Geliebte länger gelebt hätte? Es iſt zweifelhaft; die ganze Sinnesart ihrer Familie zeigt viel Liebenswürdigkeit, aber wenig Tiefe. Seine Liebe zu Sophie war der Jugendtraum ſeines Jünglingslebens; ihr früher Tod verlieh ihr den Zauber, der eine Zeit lang faſt zerſtörend auf ihn wirkte. Hardenberg machte Sophien zur Muſe ſeiner Dichtung, wie Raphael ſeiner Madonna die Züge ſeiner Geliebten gab und Dante ſeine Beatrice zur Führerin durch's Paradies erhob.

Leider ſind uns die Briefe nicht aufbewahrt, in denen Friedrich ſeinem Bruder Erasmus offenherzig den erſten Eindruck, den Sophie von Kühn auf ihn gemacht hat, ſchilderte; aber die eingehenden Antworten von Erasmus geben ein treues Spiegelbild der Empfindungen des Bruders. Er ſchreibt unterm 28. November 1795, alſo 11 Tage nachdem Friedrich zum erſten Male nach Grüningen gekommen war, wie folgt.

„Wernsdorf, 28. November 1794.

Ich gestehe Dir, als ich Deinen lieben Brief erbrach, wunderte ich mich Anfangs. Ich bin aber zu sehr an außerordentliche Fälle und Begebenheiten in unserm Leben und besonders in diesem Punkte gewöhnt, als daß ich mich nicht bald hätte hineinfinden sollen.

Daß Dein Brief Ueberlegung brauchte, wenn ich ihn ordentlich beantworten sollte, siehst Du selbst ein, und deswegen ging ich gestern den ganzen Tag im Walde herum, in tiefes Nachdenken versunken; heute früh war er wieder mein erster Gedanke und jetzt fühle ich mich vollkommen im Stande, Dir zu antworten.

Deine Aufforderung, Dir mit Humanität zu antworten, Deine Ungewißheit, ob meine Seele weiter als mein System sei und ob ich Dich verstehen würde, könnte mich böse machen, wenn wir einander nicht das wären, was wir uns sind. Jetzt schreibe ich es auf Rechnung der leidenschaftlichen Stimmung, in welcher Du warst; denn sonst hättest Du mich doch besser kennen sollen, als Du mich zur Humanität gegen Dich aufrufen zu müssen glaubtest, oder einen Zweifel hegen konntest, ob ich Dich auch verstehen würde!

Du wünschest, ‚ich soll mein Urtheil suspendiren'. Brüderchen, das hätt' ich ohnehin gethan, denn ohnerachtet

der außerordentlichen Aehnlichkeit unſerer Charaktere, die ſich mit verſchiedenen Nüancen in den meiſten unſerer Handlungen, Ideen und Empfindungen äußert und mich oft bis zum Erſtaunen überraſcht hat, ohnerachtet ich Dich vielleicht beſſer kenne als jemand anders: ſo wäre es doch viel gewagt und zeugte von großem Selbſtvertrauen, wenn ich über Deine Verhältniſſe mit einer dritten Perſon, die ich platt gar nicht kenne, wo ich alſo gar nicht entſcheiden kann, was Ihr Euch jetzt ſeid, viel weniger was Ihr Euch ſein werdet, beſtimmt aburtheilen ſollte. Daß ich Dir aber nicht im Allgemeinen meine Meinung ſagen ſollte und zugleich Dich brüderlich warnen, daß Du nicht vielleicht Dein Herz mit Deinem Verſtande davonlaufen läßt, das verbietet mir meine glühend heiße Liebe zu Dir und meine Vorſorge für Dein Beſtes.

Ich bin zwar feſt überzeugt, wenn Du auch eine Unbeſonnenheit begingſt und hinterher es einſäheſt, daß Du Dich nicht darüber todtgrämen oder dadurch aus Deiner männlichen Faſſung würdeſt bringen laſſen. Du würdeſt es ſo viel als möglich zu verbeſſern ſuchen, es mit Geduld ertragen und dabei immer fidel bleiben. Es würde Dir aber doch dadurch eine Art des feinſten Lebensgenuſſes entzogen, und der Verluſt würde Dir um ſo mehr auffallend ſein, je mehr Du fühlteſt, daß Du ſeine Freuden durch Deine eigne Schuld entbehren müßteſt; und je größer Dir das Glück Anderer erſchien, die Deiner Meinung nach

vollkommen glücklich verheirathet wären, deſto höher würde Dein eignes Unglück im Preiſe ſteigen und Dir manche unangenehme Stunde bereiten. Alle Leidenſchaften ſind ſich einander in Rückſicht der Wirkung auf den Menſchen gleich, d. h. alle berauben ihn, wenn ſie heftig ſind, des freien Denk- und Handlungsvermögens; und unter dieſen Umſtänden muß ein guter Freund ihm zureden und ihm durch Schwächung der Leidenſchaft wieder dazu zu verhelfen ſuchen. Und Leidenſchaft, Brüderchen, bleibt es doch, Du magſt es nun mit einem Mantel zu bemänteln ſuchen, wie Du willſt. Das Augenblickliche, Hervorſpringende, Beſtimmte zeugt für das Daſein einer Leidenſchaft; und ſollte die nicht im Stande ſein, Dich auf einige Momente blind zu machen? Nicht allein aus Deinem eignen Munde, aus Erfahrung weiß ich es: Dein Herz iſt im höchſten Grade empfänglich und offen für den Eindruck, den das höchſte Ideal der ſchönen Natur, ein ſchönes, unſchuldiges Mädchen, auf jeden Menſchen von Gefühl machen muß; aber auch Genie biſt Du im eigentlichſten Verſtande, Deine Seele immer begierig nach neuer Beſchäftigung und daher an Veränderung gewöhnt. Sollte wohl nach dieſen Prämiſſen Dein immer reger Geiſt ſich lange Jahre hindurch an ein einziges Weſen binden und ſo unauflöslich feſſeln laſſen, daß ihm nicht einmal während dieſer ganzen langen Zeit der Gedanke einfallen ſollte: Wie? wärſt Du nicht um Vieles glücklicher,

wenn Du nicht an ſie, oder wenn Du an eine Andere das Schickſal Deines Lebens geknüpft hätteſt? Und wenn er Dir einfiele, würdeſt Du dann nicht Alles aus dieſem Geſichtspunkte anſehen? würde Dir Deine Lage nicht vielleicht viel unglücklicher vorkommen, als ſie wirklich iſt? Im Anfang ſiegt der Reiz der Neuheit; aber ſollte wohl die Macht der Gewohnheit, wenn Du einige Jahre in ihrem Beſitz wareſt, beſtändig ſo viel über Dich vermögen, daß Du, wenn auch der Spiritus Deiner Jugend verflogen iſt und eine Reihe von Jahren Dein ſanguiniſches Temperament in ein choleriſches verwandelt hat, daß Du auch alsdann noch, wenn Du all' ihre Schwächen und Mängel gegen ihre Vorzüge haſt abwägen können, ſie für ein Ideal der Liebenswürdigkeit anſiehſt? Wenn Du ſie aber nicht mehr dafür halten kannſt, ſo fehlt Deinem Blute die Leichtigkeit, ſich wie ehedem über ſo etwas hinwegzuſetzen.

Nun noch einige Zweifel, wegen des Mädchens, deren Beantwortung ich wünſche.

Du ſchreibſt mir, eine Viertelſtunde hätte Dich beſtimmt. Wie kannſt Du in einer Viertelſtunde ein Mädchen durchſchauen? Noch überdies ein Mädchen von ſo außerordentlichen Eigenſchaften, wie Du mir jenes beſchreibſt? Wenn Du mir ‚ein Vierteljahr' geſchrieben hätteſt, ſo hätte ich noch Deine Talente in der Kenntniß des weiblichen Charakters bewundert, aber eine Viertelſtunde, denke nur ſelbſt an eine Viertel-

ſtunde, das klingt gar zu wunderbar, da muß ich Leidenſchaft, den ewigen Unruhgeiſt, dahinter vermuthen.

Wer bürgt Dir dafür, wenn ſie auch jetzt Dir noch keine gemeinen Seiten gezeigt hat, daß ſich auch in der Folge bei mehrerer Entwicklung ihres Charakters keine Gemeinheit äußern werde, die, wie Du ſelbſt ſagſt, kein eigentlicher Fehler, ſondern Natur iſt? Wer bürgt Dir dafür, wenn ſie jetzt unverdorben iſt, daß ſie auch in der Folge, wenn ſie in die Welt kommt, unverdorben bleiben wird? Denn einmal muß ſie doch in die Welt, und wenn ihre Eltern ſie nicht hineinführen, ſo kommt dies Aemtchen auf Dich; und je ſpäter, je ſchlimmer, denn die Menſchen ſind am leichteſten zu verführen, die am unbekannteſten mit der Welt, und am längſten gewöhnt ſind, alle Menſchen aus dem Lichte anzuſehen, aus welchem ſie ſie aus ihrer Eltern Hauſe ſahen. Schönheit iſt eine gefährliche Klippe, an welcher ſchon manches Mädchens Tugend und öfter des vorzüglichſten und beſten geſcheitert iſt. Wer ſagt Dir endlich gut, daß dies Mädchen, welches überdem erſt vierzehn Jahre alt iſt, nicht veränderlich ſein wird? Daß ſie Dich nicht, wenn ſie, wie das bei ihrer Schönheit nicht anders möglich iſt, von vielen Andern fêtirt wird, alsdann vergeſſen und Dir untreu werden wird? Und wie würde es Dich verdrießen. Dein ganzes ſchönes Gebäude von mehreren Jahren auf einmal von einem

Schurken eingeriſſen zu ſehen! Und von einem Mädchen von vierzehn Jahren iſt es wahrlich viel verlangt, daß ſie Dir von jetzt an treu bleiben ſoll. Biſt Du aber davon feſt überzeugt, daß ſie dieſer Forderung ganz entſpricht, ſo hat ſie ſchon eins von den Haupterfordernissen einer wirklich guten Frau, und dann rath' ich Dir, ſie ſchärfer auf's Korn zu nehmen. Ueberhaupt gefällt mir Deine ganze Art nicht, Dich in das Mädchen zu verlieben; Du biſt mir ſo tragiſch, lieber Freund; und ſelbſt wenn Du ſie heirathen willſt, ſollteſt Du die Sache aus einem leichteren Geſichtspunkt anſehen. Auch Deine Freundſchaft mit der Juſt gefällt mir, offen geſtanden, nicht. Ich wollte wetten, das iſt ein empfindſames Mädchen, die die Großmüthige ſpielen will, dabei aber Coquetterie genug beſitzt, um einzuſehen, daß ſie ſich gerade dadurch Deine Achtung und Freundſchaft erwirbt. Es kann ſein, ich irre mich; aber überlege Dir Alles ja genau, ob ich nicht überall, wenigſtens hin und wieder Recht habe. Prüfet Alles und das Beſte behaltet.

Das, was mir am meiſten an Deinem Briefe mißfällt, iſt das kalte entſchloſſene Weſen, welches in Deinem ganzen Briefe herrſcht; es zeugt von ſo vieler Beharrlichkeit in ſeinem Grundſatz, die ich Dir wahrlich jetzt nicht wünſche. Ich kenne wirklich das ganze Local zu wenig, um ganz zuwider zu ſein, und bin mehr gegen Dein Heirathen im Allgemeinen, als gegen Deine Verheirathung mit dieſem Mädchen. Wenn

aber Deine sententia einmal sic stat, so begleiten Dich auch da meine wärmsten Wünsche für Dein Bestes; und wenn ich Dir hierbei meine Neigung auf eine thätige Art beweisen könnte, so würde ich es mit Freuden und von Herzen gern thun, damit ich Dir von Neuem zeigen könnte, daß meine Liebe zu Dir unveränderlich und ihre Grenze nur der Tod ist."

Man sieht aus diesem Briefe, Erasmus ist durchaus nicht angenehm überrascht von der Leidenschaft seines Bruders, er findet ihn auch viel zu jung, um jetzt schon an eine Verbindung denken zu dürfen. Erasmus' Briefe sind das Einzige, was aus dieser Zeit vorhanden ist; sie mögen uns denn das Weitere berichten, und die ernsten Pläne darlegen, die Friedrich, um Sophie früher besitzen zu können, entwarf.

Erasmus an Fritz.

„Wernsdorf, 10. December 1794.

Wie freue ich mich, daß Du so schnell geantwortet. Das Gefühl, einen Bruder zu haben, auf den man sich selbst in Kleinigkeiten verlassen, unumstößlich fest verlassen kann, auf dessen Wort man wie auf Felsen bauen kann, tausche ich nicht um alle Güter und Schätze der Erde. Nur die Möglichkeit, die große Hälfte des Einen, und zwar (das dächt' ich, wüßtest Du) des mir Liebsten zu verlieren, kann mich bewegen, Dir noch Einiges, vielleicht Deinen

Wünſchen und Deiner jetzigen Denk- und Handlungsweiſe nicht ganz Gemäßes über Deinen gegenwärtigen Lebensplan mit Freimüthigkeit zu ſagen.

Außerordentliche Menſchen müſſen außerordentliche Schickſale haben; ohnſtreitig gehörſt Du zu den Erſteren, alſo müſſen die letzteren Deine Begleiter ſein. Nur Du konnteſt Dich ſo von dem tummelvollen Schauplatz dieſer Welt, wo Du ohne Zweifel eine brillante Rolle geſpielt haben würdeſt, in die anſpruchloſere Einförmigkeit des bürgerlichen, in den ſtillen Frieden des häuslichen Lebens zurückziehen.

Dem erſten Anſchein nach muß dies einem Jeden, der Dich und Deine Verhältniſſe vorher ſo genau kannte als ich, paradox vorkommen; im Grunde iſt es aber das hier nicht. Ein alltäglicher Menſch geht ſo ſeinen Weg durch's Leben hin, d. h. er lebt, nimmt ein Weib und ſtirbt, ohne die Extreme anders als vom Hörenſagen zu kennen. Dich hingegen treiben ſie von der Wiege an in dem Ocean der Welt von einem Eilande zum andern. Oede und unbewohnt, oder wohl gar unſicher durch wilde Thiere und Menſchen, mußteſt Du ſie oft, kaum angelandet, wieder verlaſſen. Glücklich biſt Du, wenn Dich das Letzte in den längſt erſehnten Port der Ruhe, der Zufriedenheit und der ſtillen Glückſeligkeit bringt. Ich fürchte, ich fürchte aber ſehr, das, was Du in der Entfernung für einen Hafen hältſt, ſind Klippen, von welchen Du wieder in das weite Weltmeer zurückprallen wirſt,

um eine neue Fahrt, reich an Gefahren und Abenteuern zu beginnen. Wenn Du ſtatt zweiundzwanzig Jahre ſechsundzwanzig zählteſt, ſo würd' ich ſagen: Fritz macht einen klugen Streich, daß er ſich ſchon frühzeitig dem Getümmel der großen Welt entzieht. Jetzt muß ich ſchweigen, denn meiner Meinung nach ſind zweiundzwanzig Jahre zu frühzeitig. Dein eigner Brief beſtärkt mich in der Muthmaßung, daß Du einige Jahr zu früh zu leben aufhörſt.

Liegt der Würfel einmal, ſo iſt auch unſer Schickſal für immer entſchieden; tragen müſſen wir's alsdann mit Geduld, es ſei gut oder böſe. Und daß man ſich da doch beſinnen, recht beſinnen müſſe, das wirſt Du mir zugeben.

‚Beſtändigkeit in meinen Ideen und beharrlicher Muth in der Ausführung meiner Entwürfe fehlt mir noch!' So lauten Deine eignen Worte. Was heißt das anders als: Es fehlt mir noch an Feſtigkeit des Charakters oder an Standhaftigkeit, meine Wünſche für immer auf einen Punkt zu concentriren! Und mit dieſem Gefühl Deiner ſelbſt beharrſt Du noch bei Deinem Entſchluſſe? Einen ſolchen Entſchluß gut durchzuführen, dazu gehört mehr als gemeine Klugheit, Geiſtesgegenwart, Muth und unerſchütterliche Geiſtesbeharrlichkeit; und wenn Du auch die beiden erſten in einem hohen Grade beſitzeſt, ſo muß Dir doch eben der Mangel der beiden letzteren unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen-

ſetzen. ‚Zufall und Empfänglichkeit waren bis jetzt Deine Führer, Beſtimmung und Humanität ſollen es in's Künftige ſein!‘ Und doch ſoll der Zufall die wichtigſte Begebenheit Deines Lebens, die Wahl Deiner zukünftigen Frau, Deiner treueſten Freundin und Begleiterin beſtimmen? Dann erſt, wenn Beſtimmung und Humanität Deiner Wahl den Ausſchlag geben werden, dann und nicht eher werde ich Dir zurufen: Fritz, Du haſt klug, Du haſt lebensweiſe gehandelt.

Das Project, Dich dem Vater ſubſtituiren zu laſſen, hat zwar dem Anſehn nach viel Blendendes. Aber ich habe doch zweierlei Einwendungen dagegen, die ich Dir auch ohne Zurückhaltung ſchreiben werde, wenn Dich gleich die Realiſirung dieſes Projects bei Deinen jetzigen Ausſichten Deinem Ziele näher bringt.

Erſtens, wer verſpricht Dir denn die gewiſſe Ausſicht auf die Stelle des Vaters bei deſſen Lebzeiten? Der Churfürſt iſt ein Feind von allen Subſtitutionen des Sohnes für den Vater, das iſt eine bekannte Sache. Graf Wallwitz iſt des Vaters Freund nicht. Es ſind eine ganze Menge anderer Competenten, die mehr Protection und gerechtere Anſprüche auf dieſe Stelle haben, weil ſie dem Herrn ſchon länger dienen. Glaubſt Du, daß bei dieſem Allen Deine Geſchicklichkeit prävaliren wird, die vielleicht größer iſt als die der Andern? und glaubſt Du, daß die Verdienſte

des Vaters den Söhnen bei Beförderungen etwas helfen werden? Ich dächte doch, Du kenneteſt die Welt beſſer! Du wendeſt mir vielleicht Oppelten ein? Ja, lieber Fritz, unſer Vater iſt auch kein Wilder-Sauen-Papa, noch viel weniger ein luſtiger Rath oder Hanswurſt! und nur das ſind die Leute, die hier zu Lande belohnt werden!

Geſetzt aber auch, Du erhielteſt die Stelle bei Lebzeiten des Vaters, ſo müßteſt Du doch eine Zeitlang vorher unter ihm und, wenn Du ſie erhalten hätteſt, vielleicht mehrere Jahre mit ihm arbeiten, und daher faſt immer um ihn ſein. Nun dächte ich doch, müßte Dich eine zweiundzwanzigjährige Erfahrung hinlänglich belehrt haben, daß Ihr Beiden nicht zuſammenpaßt, daß die große Verſchiedenheit Eurer Denk- und Handlungsweiſe eine Kluft zwiſchen Euch befeſtigt hat, ſo daß, wenn Du auch nach Deinen Grundſätzen, daß man mit allen Menſchen auskommen könne, zu einem Vergleich die Hand böteſt, der Alte doch niemals ihn annehmen, ſondern vielmehr mit Unwillen von ſich weiſen würde. Blinder Religionseifer und unbedingte Feindſchaft gegen Alles, was Neuerung heißt, haben eine Scheidewand zwiſchen Euch aufgerichtet, die weder Toleranz von der einen, noch Bekehrungseifer von der andern Seite einreißen werden.

Daß ich aber jetzt die große Hälfte von Dir verlieren ſoll, darüber kann ich meinen gerechten Schmerz nicht bergen. Sonſt beſaß ich die größte Hälfte Deines

Herzens, jetzt beſitzt ſie Sophie. Ich weiß, was Du mir einreden wirſt, ob ich glaubte, daß Deine Seele ſo enge ſei, daß ſie nicht mich und Sophien zu gleicher Zeit beherbergen könne? Aber das iſt nichts, Brüderchen; wer ſich einmal verlobt hat, mit dem iſt es für ſeine Freunde vorbei, es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen. Ich will Euch aber nicht untreu werden. Ihr ſollt ſtets an mir das behalten, was ich Euch jetzt bin. Du ſollſt, wenigſtens durch mich, nicht in die unangenehme Lage kommen, es zu fühlen, wie ſchwer es Einem wird, Jemanden, der uns viel war, zu verlieren. In die Lage wie ich, von Jemandem die große Hälfte zu verlieren, der Einem Alles war, kannſt Du nie kommen, weil Du nicht ſo wie ich von Menſchen abhängig biſt, und deswegen konnte nur Deine gutmüthige brüderliche Toleranz, nicht die Wahrheit, es ſagen: Du würdeſt mir in einem ähnlichen Falle einen eben ſolchen Brief, als ich Dir jetzt, geſchrieben haben. Aber eben, weil ich fühle, daß ich abhängig bin, daß nichts Drückenderes und zugleich Beſchimpfenderes iſt für einen Mann als Weiberherrſchaft und daß ich doch vielleicht im Stande wäre, in einer unbeſonnenen Stunde meine Hand und mein Herz an ein gemeines Mädchen zu verſchenken, von der ich nachher nicht los könnte, ohne wortbrüchig zu werden, *ſo werde ich*, feſt ſteht jetzt mein Entſchluß, in Zeit von drei Jahren

Novize des deutſchen Ordens.

Schon die Klugheit fordert es bei einer so ansehnlichen Familie, daß nicht alle Brüder heirathen; gern will ich mich zuerst freiwillig dem allgemeinen Besten opfern. Allerdings entbehre ich dadurch ein großes Glück; aber ich will mir mein Schicksal dadurch, daß ich oft mit Euch lebe und Euere Familien als die Meinen ansehe, erleichtern. So will ich als Euer treuer Gefährte durch's Leben wandeln, Euch helfen und in meinem Beruf meinen Nebenmenschen so viel nützen, als ich kann, so lange fidel mit Euch sein, bis mich der lustige Tod aus der Welt jagen wird.

Daß Du willst, daß ich Sophie zu Ostern sehe, das machst Du nicht dumm; Du kennst meine Schwäche für's weibliche Geschlecht und hofft an ihr die beste Fürsprecherin zu haben; allerdings muß sie ein sehr liebenswürdiges Mädchen sein, da sie Fritz, den Flatterer, mit Demantfesseln fesseln konnte. Meine besten Wünsche, daß Du an der Hand Deiner Sophie die drei Ungeheuer im Labyrinth des menschlichen Lebens: Hypochondrie, Mißmuth und Langeweile, umbringen magst."

Erasmus an Fritz.

„Wernsdorf, 12. December 1794.

Nachgerade, lieber Fritz, denke ich aber doch, soll mein Horizont wieder anfangen, sich aufzuhellen; denn, je mehr ich von Deinen Briefen sehe, desto klarer und deutlicher wird es mir, desto fester fang' ich an, mich

zu überzeugen, daß Dein Entſchluß ſicher und gewiß ſteht; und nur ſo lange konnte ich Deinetwegen in Sorgen ſein, ſo lange es mir zweifelhaft ſchien; nicht Dein Entſchluß, nur ſeine Ungewißheit bekümmerte mich. Der Menſch, vorzüglich der Mann, kann Alles, was er recht will, und deswegen iſt mir für die Ausführung nicht bang.

Die ganze Erzählung Deines Fortſchreitens von der Wiege bis zu Deinen männlichen Jünglingsjahren zauberte mir mit unbeſchreiblicher Anmuth die roſenfarbenen Bilder der Kindheit zurück; mit Einem Blick überſah ich die Kette von Jahren, die das Sonſt und Jetzt trennte, und freute mich der kindiſchen Träumereien, die ſchon damals ahneten, was jetzt in Erfüllung geht.

In meinem nächſten Briefe Näheres über den Deutſchen Orden. Du denkſt Dir die Sache vielleicht nicht ſo ernſthaft, als ſie es mir iſt; ich werde vielleicht ſchon jetzt die Einleitung dazu in Weißenfels machen."

Erasmus ſprach wirklich mit dem Vater über dieſen Plan. Dieſer hatte auch nichts dagegen und ſchrieb deshalb an ſeinen Bruder; derſelbe redete aber dem Vater dringend ab. „Erasmus iſt noch viel zu jung, um ſchon ſo ſein Schickſal zu fixiren; überall iſt es ein ſchwerer Entſchluß. Will Einer ſeine Gelübde nicht gewiſſenhaft halten, ſo iſt er ein ſchlechter

Kerl, wie jeder, der seine Schwüre bricht; und hält er sie, so ist ein trübes, freudenleeres Alter sein Loos! Laß Deinen Sohn ja noch warten."

Erasmus' Widerstreben gegen Friedrich's Neigung dauerte übrigens nur so lange, bis er selbst die liebenswürdige Familie in Grüningen kennen gelernt, dann war er ebenso entzückt, ja fast mehr als sein Bruder. Und er selbst fand in der dortigen Familie mehr Beifall als Friedrich. Sein heiterer Humor, sein sprühender Witz, ließ ihn von Allen bewundert werden; seine Briefe aus dieser Zeit sprudelten von Lust und Fröhlichkeit; Roggenthin mischte freilich in seinen Antworten gelegentlich seine derben Soldatenfarben hinzu; aber das Ganze ist ein so heiteres, frohes Leben, daß es begreiflich erscheint, daß beide Brüder hier zuerst ein Familienleben lieben lernten, in dem Frohsinn nnd Arbeitsamkeit vereinigt war und Anmuth und Lebensfreude ihnen lachte. Auch der dritte Bruder Karl lernte jetzt Grüningen kennen. Er hatte in dieser Zeit eine Neigung für ein Mädchen in Weißenfels, die jedoch eben so alt fast wie er war; er selbst sah ein, daß aus einer Heirath nichts werden könne, und er trennte sich von ihr. Die beiden Brüder suchten ihn jeder auf seine Art von dieser thörichten Neigung zu heilen; ihre Briefe und Aeußerungen sind so charakteristisch, daß wir sie doch in den Faden aufnehmen müssen.

Erasmus an Friedrich.

„Hubertsburg, den 4. September 1795.

Denke Dir mein Erſtaunen, als ich vorgeſtern früh beiſiegende zwei Briefe von Karl erhalte! Unglücklicher Weiſe breche ich den letzten, welcher anfängt: ‚Zum letzten Male bin ich da geweſen‘ zuerſt auf, und Du kannſt denken, daß mir bei dieſem höchſt ſonderbaren Anfang nichts Anderes als Grüningen, was ſo immer mein erſter und letzter Gedanke iſt, einfallen konnte. — — Ich wagte kaum weiter zu leſen, denn eine Reiſe nach Grüningen ſo plötzlich und zwar zum letzten Male, da mußte ich Mord und Todtſchlag, Unglück und Verderben ahnen, und da hätte der Teufel nicht erſchrecken ſollen.

Als ich aber nun weiter las und ſah, daß es nichts war, da wäre ich beinahe, wenn mir nicht Karl leid gethan, malitiös geworden. Nun ſetzte ich mich aber gleich hin und ſchrieb ihm einen zwei Bogen langen Hirtenbrief, der mit Donner und Blitz anfing und mit Sturm und Hagelwetter endigte. Unter anderm ſchrieb ich ihm: ‚Die Welt iſt einmal nicht die beſte Welt, und nicht jedes gute und hübſche Mädchen (wie die Fritzchen Lindenau) kann deswegen, weil ſie ein gutes, hübſches Mädchen iſt, das beſte, beneidenswertheſte Schickſal haben. Ach, lieber Karl, auch uns wird es nicht immer in der Welt ſo gut gehen, wie wir uns jetzt träumen; von unſeren

ſchönſten Hoffnungen werden noch viele getäuſcht werden, aber darum ſind wir nicht gleich in aller Geſchwindigkeit, Eilfertigkeit und Behendigkeit unglücklich. Wahrhaftig, zum Unglücklichſein gehört mehr! — — Ich möchte das Zetergeſchrei nicht hören, wenn alle die Mädchen, denen Fritz in ſeinem Leben einmal die Cour gemacht hat, darüber, daß er nicht ſie, ſondern die Sophie heirathen will, Klagelieder anſtimmen wollten! Weimar und Jena, Weißenfels und Erfurt, Wittenberg und Leipzig müßten mit Donner und Blitz, Wolkenbrüchen und Erdbeben untergehen, und Niemand würde mich mehr dauern wie der arme Fritz, denn der würde vor der Zeit taub! Oder wollteſt Du etwa, daß Fritz lieber die L.. als Sophie nähme! Da müßteſt Du doch den unvergleichlichen, lieben, großen Blick vergeſſen haben, mit dem ſie uns beim Abſchied bat: Kommen Sie ja bald wieder. Und was würde ſie erſt für Augen machen, wenn ſie ihr ihren Hardenberg, mit dem ſie in drei bis vier Jahren auf und davon gehen will, rauben wollten?' Und nun folgt eine Beſchreibung von Grüningen, welche ihn, hoff' ich, da ich aus einem Briefe, den ich heute von ihm erhalten, ſehe, daß er ſich ſchon wieder etwas recolliirt hat, vollends curiren ſoll, und die ich Dir nicht ihrer inneren Vortrefflichkeit halber in Abſchrift beilege, ſondern weil es für Dich von Intereſſe ſein könnte, mein Urtheil über Grüningen ſchriftlich, ohne von der Nähe desſelben

berauſcht, bezaubert, begeiſtert, beſeligt zu ſein, zu hören.

„Beſchreibung von Grüningen.

Denke Dir den Hauptmann, dieſen jovialiſchen, fidelen, gaſtfreien und Alles, was um ihn herum iſt, heiter und luſtig machenden Mann, der dabei Thätigkeit, Sorgſamkeit, Pünktlichkeit mit Vergnügen und Jubel verbindet, wenn er ſo hereintritt, die Mütze auf die Seite ſchiebt und irgend ein luſtiges Wort hinwirft, oder bei Tiſch auf ein Was wir lieben anſtößt.

Denke Dir die Mutter, die Frau mit dem Engelsgeſichte, die einem Stein die tiefſte Ehrerbietung, die zärtlichſte Zuneigung, die wärmſte Anhänglichkeit einzuflößen im Stande wäre, denk' ſie Dir mit den feinſten menſchlichen Gefühlen, mit ihrer Liebe zur Häuslichkeit und der allgemeinen guten und zuvorkommenden Behandlung Aller, die ſie umgeben, mit der mütterlichen Sorgſamkeit für Jeden, für den ſie ſich intereſſirt, und die ſie auch auf eine ſo ſchöne Weiſe für mich äußert, denke ſie Dir, wenn ſie ſo daſitzt, ihren kleinen Günther auf dem Schooße, und mit einem liebevollen Lächeln ihn anſieht.

Denk' Dir die Sophie, das himmliſche Geſchöpf, mit dem großen, Alles anziehenden, eine Welt in ſich faſſenden Blick, mit dem ſie den Liebenden (in Parentheſe Friedrich von Hardenberg) beſeligt, den Unglücklichen aufrichtet, den Böſen niederſchmettert, denk' ſie

Dir, die Spadille in dem L'hombre-Spiel von Fritzens Leben, wie ſie mit der bezauberndſten Anmuth in der Stube auf und ab geht und ſich ein Liedchen ſingt.

Denk' Dir die anbetungswürdigſte Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, die liebenswürdigſte Grazie und die wohlwollendſte Beſcheidenheit, und Du haſt nur ein unvollkommenes Gemälde von den reizenden Zügen Karolinchens. Denk' ſie Dir, wenn ſie ſagt: Das glauben Sie nicht? Ich kann recht böſe ſein! und nun die Geſchichte von dem Schlüſſel erzählt.

Denk' Dir ein Weib im reinſten Jugendglanz, in der makelloſen Schönheitsfülle, aus Roſen und Lilienſchnee gewoben, mit den ſchönſten ſchwarzen Augen, die nur denen der Sophie nachſtehen, und die überdies von Seiten ihres Herzens ſo liebenswerth iſt wie die Mandelsloh, denk' ſie Dir, wie ſie mit ihrem Manne verkehrt und ihn zu nehmen weiß.

Denke Dir Dein mir unbekanntes Fritzchen. Prrrrr!! Denke Dir das Götterkind, die Mimmi! und Alles, was in Grüningen lebt, webt und Odem hat! und wenn Du dann nicht fidel wirſt, ſo biſt Du ein Thor. Amen.“

Erasmus an Fritz.

„Du ſelbſt kannſt kaum eine größere Liebe und Anhänglichkeit für Grüningen fühlen, als ich; ich liebe

es ſchon an und für ſich unendlich, aber durch Dich wird es mir noch ungleich lieber, und überdem weißt Du ja, daß Abweſenheit die Liebe nährt. Im Grunde bin ich aber auch immer bei Euch; nur mein alter, träger Leichnam iſt hier, der wie ein bleierner Vogel nicht mit einem Sperling, geſchweige denn mit den Adlerſchwingen meiner Phantaſie fortkam.

Vor einigen Tagen fiel mir der letzte Nachmittag einmal wieder recht lebhaft ein, wo ich mit der Mutter oben herum, und Ihr mit der Sophie und der Danscour unten herum durch den Garten nach dem Gartenhaus ginget und unterwegs Dein Lieblingsplätzchen beſuchtet; ich ging an's Clavier und ſpielte: ‚Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus', und war vor Freude außer mir, denn alle ſolche dem Anſchein nach unbedeutende Umſtände — zaubern milder

‚Als Abendſonnenblick
Die roſenfarb'nen Bilder
Von Grüningen zurück.'

Noch mehr wird es mich aber freuen, wenn ich erſt öffentlich an Euch denken kann, denn ich ſpiele nicht gern carte cachée, weil mir dadurch die Gelegenheit genommen wird Euch öfter zu ſehen, und ich dann auch eher darüber ſprechen und mich laut freuen kann; und Du weißt, daß ich ſtets ein Freund von lautem Jubel war.

Jetzt muß ich Dir aber noch einiges über Karl ſagen, was ich Dir gern ſchon in Leipzig geſagt hätte. Die Geſchichte mit der Fritzchen hat den Menſchen

entſetzlich mitgenommen. Du kannſt nicht glauben, wie blaß, wie gleichgültig, ja — wiewohl er es nicht eingeſtehen wollte, wie kalt er gegen Grüningen war; denn an alle ſeine Ideen hing ſich mit Schmarozerpflanzenwurzeln hoffnungsloſe Liebe. Von Deinem Brief war er ganz bezaubert und geſtand mir, über meinen Brief hätte er zwar lachen müſſen und wenn er in den letzten Zügen geweſen wäre, aber Deiner hätte ihn getröſtet. Da hatte er auch nicht Unrecht; aber wahrlich, lieber Fritz, Du hatteſt Unrecht, ihm einen ſolchen Brief zu ſchreiben. Bei einem Menſchen wie Karl, der nach einer ſolchen Ueberſpannung in einen ſo hohen Grad von Abſpannung verfällt, da ſieht man doch deutlich, daß die ſchwache Organiſation ſeines Nervenſyſtems die Grundurſache iſt. Unter dieſen Umſtänden iſt doch wohl eine essentia confortativa roborantissima beſſer und geſünder, wenn ſie auch bitter ſchmeckt und den Arzt zum Hofnarren macht, über den man lacht, als Deine essentia auribus blandiens, die wie Süßholz den Gaumen des Kranken kitzelt und den Arzt zum tröſtenden Freund erhebt. Denn den Menſchen muß man, wie den Kindern gegen ihre Hofmeiſter, nie gegen das Schickſal Recht geben, ſelbſt wenn ſie Recht haben; und den Hofnarren war ja von jeher das Amt, die Wahrheit zu ſagen, verpachtet.

Ich habe ‚die unſichtbare Loge‘ jetzt geleſen und ſie

wirklich in ihrer Art ſo außerordentlich gefunden, wie Du ſagteſt; indeß geſtehe ich Dir, ob ſie gleich einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht, ſo daß ich einige Tage traurig geweſen bin, und ich beſonders für einen ſchwindſüchtigen jungen Menſchen, deſſen erfreulichſte Ausſicht das Ende aller ſeiner Plagen, der Tod iſt, kein troſtreicheres Büchlein in der Welt wüßte: ſo finde ich doch, daß es im Ganzen nicht für dieſe, ſondern für die zukünftige Welt und daher im Ganzen nicht für die Menſchen, ſondern für die Unglücklichen geſchrieben iſt. Ich bleibe bei meinem Grundſatz und werde ewig dabei bleiben: Der Menſch iſt ſchon hier zur Glückſeligkeit beſtimmt und iſt thöricht, wenn er mit allen ſeinen Hoffnungen aus dieſem Leben in's andere marſchirt und dort ſo feſt Poſto faßt, als wenn hier gar keine Poſition mehr zu nehmen wäre, hinter welcher man ſeinen Zeitpunkt abpaſſen könnte. Nimm mir's nicht übel, aber Dein Brief war in dem Tone geſchrieben, als wenn er an einen ‚hohen Menſchen' gerichtet wäre — Du erinnerſt Dich doch der Definition vom hohen Menſchen in der unſichtbaren Loge? — und wir armen Menſchen, bei welchen keine Kunſt die Dephlegmation zu bewirken im Stande geweſen iſt, können ſolche ſuperfeinen Speiſen nicht vertragen, da wir einmal an unſere grobe irdiſche Koſt gewöhnt ſind, und verderben uns leicht den Magen damit. Bedenke das und nimm Deine Maßregeln danach."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, 11. September 1795.

Deine Wünsche sind die meinigen. Ja, lieber Fritz, Grüningen und Sophie, das Ziel Deiner feurigen Wünsche und Deiner beneidenswerthen Glückseligkeit, concentrirt auch alle meine liebsten Hoffnungen; aber wahrlich nicht aus eigennütziger Rücksicht; denn das war nur einmal ein schöner Traum und ich baue nicht gern auf das möglichste Ungefähr und auf die ungewissesten Zukunft-Kartenhäuser, sondern blos aus warmer, zärtlicher, unveränderlicher, ewiger Liebe und Freundschaft für Dich und um des Wunsches willen, zwei ebenso gute und liebenswürdige, als vorzüglich große und edle Menschen nicht allein glücklich zu sehen, sondern sie wo möglich noch glücklicher zu machen.

Und was sollte mir am Ende mehr am Herzen liegen, wofür sollte ich mich wärmer interessiren, als für das Glück meiner liebsten und besten Freunde, meiner Brüder, das ja auch das Meinige ausmacht und sichert. Wahrlich, ich bin sehr dabei interessirt, wenn ich einmal mein erstes und einziges Geschäft, Euch frohe und heitere Tage zu machen, mit Eifer treibe; denn im Grunde arbeite ich für mich selbst. Schon jetzt macht es einen großen Theil meiner Zufriedenheit aus, daß ich Euch zuweilen mit meiner lustigen Laune zu Hülfe komme und aufheitere, und

ſo gewiſſermaßen das vergelten kann, was Ihr ſonſt an mir gethan. Karl'n hab' ich auch wieder in's rechte Gleis geſcherzt, Gott ſei Dank, und wenn er nur erſt bei mir geweſen iſt, ſo ſollen Gram und Leid ihn nicht mehr hetzen.

Curios iſt es, wenn man die Grüninger Mädchenſorte geſehen hat, daß einem alsdann ſo wenig, ſo blutwenig Mädchen noch intereſſant vorkommen. Für viele, für die man ſonſt in einer zärtlichen Stunde in's tiefſte Waſſer geſprungen ſein würde, ſpringt man jetzt nicht von dem Schemel. Es fehlen den allermeiſten die edlen ſchönen Formen, auf welche der Stempel der liebenswürdigſten Güte ſo tief und mit ſo unverkennbaren Zügen aufgedrückt iſt, daß man bei den meiſten ihre edlere Beſtimmung verkennt und ihren Werth auf die mehr oder minder erhöhten Reize des gröberen, ſinnlichen Wohlgefallens reducirt. Ueber Grüningen bieten ſich Liebe, Freundſchaft, Eintracht und alle häuslichen Tugenden ſchweſterlich die Hand.

Ich lebe immer ſo fidel vor mich hin, mit der Gegenwart und meinen Berufsarbeiten beſchäftigt; es ſoll mir nicht ſchwer fallen, einmal etwas Außerordentliches in meinem Fache zu leiſten; es giebt kein unangebauteres Feld als die Forſtwiſſenſchaft; viel, ſehr viel läßt ſich darin noch thun; freilich hat man auch nirgends ſo viel mit den Leidenſchaften, Vorurtheilen, mit der Dummheit und Unwiſſenheit der Menſchen zu kämpfen wie in dieſem Fache."

Erasmus an Friedrich.

„Hubertsburg, 18. October 1794.

Entweder, Fritz, Du bist krank oder es geht Dir recht wohl! Das Erste glaube ich nicht, weil Du in der Nähe von Grüningen bist. Letzteres glaube ich auch deswegen, weil Du in der Nähe von Grüningen bist. Das weiß der Teufel: Glaube und Unglaube, Wirkung und Ursache, Subject und Prädicat, Anfang und Ende der Welt liegt in diesem Orte. Allen Ständen hilft das Oertchen auf, ja allen Facultäten. Wer nicht sieht, daß es uns Dreien, als Repräsentanten des Lehr-, Wehr- und Nährstandes auf die Füße geholfen hat, der muß den grauen und schwarzen Staar haben; hierüber will ich mich also nicht weiter expliciren. In Rücksicht der Facultäten so haben wir erstens in der Theologie alle Drei in corpore ansehnliche Fortschritte gemacht, denn wir sind solider, humaner, bescheidener geworden.

In der Jurisprudenz mußt Du am besten wissen, welche Millionen von Definitionen und Distinctionen Du dort gelernt hast, und wie leicht Dir die Arcana und die Jura Romana geworden sind.

In der Philosophie da haben unsere Alten profitirt, denn sie zerbrechen sich die Köpfe, wie es zugegangen sein müsse, daß so eine Veränderung mit uns vorgegangen sei; und wenn sie es nicht so erklären können, so kriegen sie noch einmal die Wälzer von

Erneſti und Couſins her und ſpioniren in der Lehre von zureichenden Gründen umher, und wenn ſie die nicht finden, ſo denken ſie: ‚Es ſteht geſchrieben, forſchet in der Schrift, ſo werdet ihr es finden‘, und nehmen wieder die Bibel zur Hand. O, heilige Unwiſſenheit! Forſchet in der Specialkarte des thüringiſchen Kreiſes, ſo werdet Ihr finden die wahren Urſachen und die herrlichſten Gründe. Was aber das Beſte dabei iſt, iſt das, daß ſie keine neuere Exegeten ſind, ſonſt könnten ſie die Stelle: ‚Forſchet in der Schrift‘, ſo auslegen: Brecht die Briefe Eurer Jungen an einander auf und leſt ſie! Und das wär' dumm! recht arg dumm!

Was die Arzneiwiſſenſchaft anbetrifft, ſo hat es mich gar zum Doctor gemacht, und zwar zum Waſſerdoctor, denn Karl hat mir nur einen Brief geſchickt, über welchen ſeine Thränen hinweggefloſſen waren wie eine Meeresfluth, und daraus hab' ich gleich die ganze Krankheit geſehen und beurtheilt, es war ein Recidiv eines hitzigen Liebesfeuerfiebers, welches, wie Du wohl wiſſen wirſt, die neueſte Modekrankheit iſt. Ich ſchickte ihm Medicin und in drei Tagen war er wieder geſund, ich hatte eine derbe Portion gegeben und dachte, die Cur würde etwas ſchmerzhaft ſein, denn die Thränen-diluvies waren mit dem Tintenfluidum zuſammengelaufen, und daher hielt ich die Krankheit für größer, als ſie war, es hat ihm aber nichts gethan. Meine Medicin hatte ich

(zu Ehren des Gärtners Roggenthin ſei es geſagt) aus dem botaniſchen Garten zu Grüningen genommen und aus den Händen der vier Kräuterweiber. Karoline, Sophie, Fritzchen, Mutter, die ſind eigentlich die Häupter, weil ſie die beſten, praktiſchen Kenntniſſe in der Kräuterkunde beſitzen, ohne die hätte ich nichts ausgerichtet. Ja, ja meine Kräuterweiber, meine Kräuterweiber, das iſt eine Teufelsnation, wenn ich die nicht hätte! O fidelitas, fidelitas! wer Dich nicht kennt, der iſt verloren, wär' beſſer nie geboren.

Lebe wohl, grüße Alle von mir und ſage nur: ich lebte, webte, wäre nur durch Grüningen und freute mich kindiſch, ſie Alle einmal wiederzuſehen und ihnen zu ſagen, wie ſehr ich mit Leib und Seele, Gut und Blut, Leben und Vermögen der Ihrige wäre, beſonders der guten Mutter."

Wie ſtanden nun aber dieſer Liebe die Grüninger, beſonders Sophie, gegenüber? Nun, es ſind Aeußerungen genug da, daß die Hardenberg'ſchen Söhne der Familie gar liebe Gäſte waren und daß Sophie für Friedrich wärmere Gefühle hatte. Ein Stückchen Tagebuch von ihr aus dieſer Zeit iſt ſehr bezeichnend für ſie; allerdings erſcheint ſie darin als ein Kind, wie ſie es ja auch den Jahren nach wirklich war.

„Den 6. Januar 1795. Juſtens fuhren hierdurch nach Leipzig. Hardenberg hat ſie begleitet bis — — und dann kam er hierher zurück."

„Mittwoch, den 7ten. Heute früh ritt Hardenberg wieder fort.“

„Sonnabend, den 10ten. Hardenberg kam Nachmittags.“

„Sonntag, den 11ten fuhren wir nach Sachſenburg; Hardenberg fuhr mit und ich war gar nicht vergnügt.“

„Am 1. März war Hardenberg bei uns.“

„Den 2ten ging ich früh in die Pfarre. Hardenberg war auch noch da. Die Juſt kam.“

„Den 4ten ging ich in die Pfarre, und als ich wieder nach Hauſe kam, war Hardenberg fort.“

„7. März. Heute kam ein Bote von der Juſt, Hardenberg kam nicht.“

„Freitag, den 13ten. Es war heute Bußtag und Hardenberg war da.“

„14. März. Heute war Hardenberg noch da, er empfing einen Brief von ſeinem Bruder.“ —

So harmlos und doch ſo vielſagend, dies Tagebuch! Es war eine kleine Idylle, die ſich im Sommer 1795 zwiſchen Tennſtedt und Grüningen abſpielte. Hardenberg reitet oder geht nach Grüningen, oft nur, um einen Brief abzugeben, eine Beſtellung zu machen. Er unterhält ſich mit den Bäuerinnen unterwegs von ſeiner Geliebten und zählt die Minuten, bis er wieder bei ihr ſein kann. Auch ein zweiter Verehrer und Freier Sophiens tritt hier hervor. Die Danscour ſoll uns in einem höchſt originellen Briefe an Friedrich, deſſen Beſchützerin ſie iſt, hierüber Mittheilung machen.

Mlle. Tanocour an Friedrich.

„Grüningen, 22. September 1795.

Es giebt mehr Schrecken der Natur, Sie ſollen gleich hören, was ich meine, horchen Sie hoch auf und faſſen es recht, was ich da erzählen werde. Heute früh ſitze ich in meiner Stube und trinke mein Täßchen Kaffee ſo recht behaglich, da kommt die gnädige Frau zu mir, ſetzt ſich gegenüber und fragt mich: ‚Ob ich wüßte, daß der junge Herr von Heringen aus Ufdrungen in Climpen ſei?‘ Ich hatte das Ufdrungen verhört und ſagte: ‚So will er wohl Louiſchen von Neuem den Hof machen?‘ ‚Ach bewahre, nicht dieſer, ſondern der aus Ufdrungen.‘ ‚Nun, was will er denn in Climpen?‘ ‚Das will ich Ihnen ſagen, aber es bleibt unter uns: er hat Abſichten auf Sophiechen, er hat gehört, ſie wäre eine ſo gute Wirthin.‘ Indem trat der Vater herein, da brach ſie ab, und ich ging in meine Kammer, um mich zu erholen, denn ich war wie vom Blitz gerührt und fing an bitterlich zu weinen. Nicht lange darnach kommt Sophie in die Kammer, ſie war ſehr erſchrocken über mich und frug, was mir fehle? ich wollte es ihr nicht ſagen, aber ſie ließ nicht nach, bis ich es ihr geſtanden, und dann tröſtete ſie mich: ‚ſie wollte ihn ſchon nach Hauſe ſchicken, wenn er es ſich einfallen ließe, um ſie zu werben‘. Aber dies kann mich doch nicht beruhigen. — Steindel weiß gewiß, daß Sie

Abſichten auf Sophiechen haben, und doch kommt Ihnen da der Schwager in Weg! — —

Mittwoch Abends.

Dem Himmel ſei es gedankt, dieſer für mich ſo erwartungsvolle Tag iſt dahin, und kein Heringsſchwanz, geſchweige ein Kopf hat ſich noch hier ſehen laſſen! S... ſollen es ſich nicht einfallen laſſen, ſich bei Sophie für ihren Herrn Couſin zu verwenden, ſonſt iſt es mit unſerer Freundſchaft aus, ja bei Gott, da fackl' ich nicht lange. — — Die gnädige Frau hat ſich nichts wieder merken laſſen, Sophiechen iſt wohl und vergnügt und lacht mich immer wegen meiner Beſorgniß aus, ſie meint, Heringen könne ja zu Karoline gehen, die ſei ja auch eine gute Wirthin; — ſie weiß nicht, daß ich Ihnen ſchreibe."

Der Sommer 1795 verfloß den Brüdern in ungetrübter Heiterkeit. Im Herbſt aber dieſes Jahres tritt in Friedrich's Weſen ein innerer Kampf hervor, der Erasmus, welcher um dieſe Zeit ſchon oft leidend war, auffiel. Wir laſſen hier einige Briefe der Brüder folgen.

Friedrich an Erasmus.

„Grüningen, den 26. October.

Da Du weißt, wie lebhaften und mannigfachen Antheil ich an jedem Zug Deines Spieles nehme, ſo

kannst Du denken, daß es mir nicht gleichgültig war, Dich in Leipzig wieder leidend zu sehen. Du scheinst mir — eben erhalte ich Deinen Brief von Tennstedt nachgeschickt — Du glaubst nicht, wie ich mich freue, der Brief ist allerliebst. Die Mutter und Alle haben die herzlichste Freude darüber. Sie wünschen Dich des Tags tausendmal her; Du bist nirgends mehr geliebt und geachtet als in diesem lieben Hause. Man weiß noch jede Kleinigkeit von Dir. Wie herzlich freue ich mich, wenn Dies oder Jenes sich einer Miene oder Stellung von Dir erinnert, und dann Dein liebes Bild so lebhaft wird und die ganze ehemalige frohe Scene noch einmal genossen wird.

Doch ich fahre fort, wo ich stehen blieb. Ich wollte sagen: Du scheinst mir für eine intensiv sehr bedeutende Rolle bestimmt. Die vielfachen Uebungen Deiner Duldekraft müssen Dir eine gewisse Festigkeit, Ergebung und Gewandtheit, Deinem Herzen eine Weichheit und Delicatesse, Deinen Organen eine Reizbarkeit geben, die Dich zu der tiefsten Auffassung und Bildung menschlicher Schicksale, zu der seltensten Behandlung tief gelegener Eigenschaften der Außenwelt fähig macht. Vernachlässige nur Bildung Deines Kopfes nicht, und sei eifersüchtig auf Deine Selbstständigkeit. Die Intelligenz muß immer eben sein. Unsere Familie ist nicht unglücklich. Wir brauchen nicht zaghaft zu sein. Zaghaftigkeit könnte am Ersten eine Superiorität des üblen Zufalles bewirken. —

Das Glück hat ſeine Methode — ſie iſt freilich am ſchwerſten zu überſehen; aber thätiger Wille iſt doch ſchon die halbe Mühe und die ganze Hoffnung.

So lange der alte Gott im Himmel lebt, ſo lange müſſen wir kindiſch froh ſein. Wie ruhig und ſtill hoffend ich jetzt werde, kann ich Dir nicht ſagen. Es kann mir jetzt Vieles, ſehr Vieles ſchief gehen und ich bleibe doch gelaſſen. Zuweilen wird wohl dieſer Zuſtand von Mißmuth unterbrochen — aber es iſt ein flüchtiges Uebel. Ich hoffe Euch und mich noch recht glücklich zu ſehen. Nur Geduld und friſcher Muth. Schreib mir bald wieder. Deine Briefe ſind mir Panacée. Du haſt Dich gewaltig ſchnell ausgebildet.

Dein Bruder
nach Jahrtauſenden noch
Friedrich."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, 10. November 1795.

Die Freude über Deinen Brief machte mich ſtumm. Daß unſere Liebe zu einander das Einzige iſt, was mich ſo unausſprechlich glücklich macht, das wurde mir in jenem Augenblick klar und ſo fühlbar, daß ich hätte niederknieen und anbeten mögen vor dem großen ſchaffenden Geiſte, der die wärmſte, zärtlichſte Liebe zu den Menſchen zur Grundlage meines Charakters machte."

Fritz an Erasmus.

„Du ſchreibſt mir ſo angenehme, con amore geſchriebene Briefe und ich antworte gewöhnlich mit einigen Lauten. Es könnte Indifferentismus oder gar Geringſchätzung ſcheinen, aber erwäge: erſtens daß ich nicht gar zu oft völlig frei bin, um mich ohne Zwang und zuſammenhängend auf's Schreiben einlaſſen zu können. Zweitens aber, wieviel Anſprüche an dieſe freien Stunden formirt werden. Dem liebſten Gläubiger kann man nicht immer die erſte Hypothek geben. Ich habe ungefähr drei Stunden des Tags frei, d. i. wo ich für mich zu arbeiten im Stande bin. Dringende Vorbereitungsſtudien auf mein künftiges Leben, weſentliche Lücken meiner Kenntniſſe und nothwendige Uebungen meiner Denkkräfte überhaupt nehmen mir dieſe Stunden größtentheils weg. Ich weiß, Du forderſt nicht ihre Hintanſetzung. Doch ich weiß. Du kennſt mich ohnehin zu gut, und weißt, wie innig mit meinem ganzen Ich die Freundſchaft für Dich verwebt iſt, als daß Du aus ſolchen zweideutigen Beweiſen etwas Bewieſenes machen ſollteſt.

Dein letzter Brief war wieder delicios. Er hat doppelten Reiz für mich. Er unterhält mich und giebt mir Stoff zum Nachdenken. Ich ſtimme Deinen Bemerkungen über Schwärmerei ganz bei und will nur beiläufig bemerken, daß ich Karl aus Grundſatz in eine unbekannte Höhe gehoben, und daß ich Deine eignen Bemerkungen auf Dich ſelbſt wegen

Grüningen anwenden möchte. Du mußt Dir Grüningen nicht zur fixen Idee machen. Es sollte mir für Dich und Grüningen leid thun, wenn einst ein plötzlicher Uebergang erfolgen sollte, und diesem ist der leidenschaftliche Verehrer von *seinem Gefühl* leicht ausgesetzt. Die Leute liebe ich wie mich und Euch, aber es sind Menschen, und bei einem so langen Aufenthalt daselbst, wie ich ihn gemacht habe, würde Dir der schmutzige Revers gewiß nicht entgehen. Ich habe ihn gefunden und bin nach wie vor für Grüningen gesinnt. Ich sah es aber **a priori** vorher und bereitete mich vor. So ward ich nicht überrascht und mein Gefühl erhielt kein **demonti**. Ich werde Grüningen ewig lieben, und wenn ich nie meine jetzige Hoffnung erreichte. Wenn nicht einzelne kranke Stunden kommen, so bin ich fest versichert, daß mich ihr Scheitern nicht in meinen Grundfesten erschüttert, sondern ich in meinem alten Gleichgewicht bleibe. Sind denn nicht genug Möglichkeiten dieser Ereignisse vorhanden? O ich verberge sie mir nicht, ich muß mich mit ihnen eingewöhnen — denn *sind wir nicht unterm Monde, wo unser Wille nicht immer causaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar ist?*

Für die Menschen zu leben und Gutes zu thun, wo ich kann — diese himmlische Rolle bleibt mir immer gewiß, und wünsche mir Glück, daß ich tagtäglich mehr Sinn dafür bekomme. — Hoffentlich

werde ich ein Mann — ſicher werdet Ihr es! — Sind wir bei dieſen Ausſichten unglücklich? — O, wenn wir uns einſt mit dieſem Bewußtſein erfüllter, innerer Beſtimmung umarmen, werden wir dann unglücklich ſein, wird dieſes ſchöne Reſumé eines Augenblicks uns nicht allenfalls für mißglückte Beſitznehmung einer Sophie entſchädigen? und das wachſende Gefühl, ſie verdient zu haben, das ſchwindende Gefühl eines imaginären Verluſtes nicht aufwiegen? — Mein Schickſal iſt das Eurige. Unſre Begebenheiten ſind in ein ſchönes Ganze verflochten. Der Familiengeiſt verſchmilzt dies Mannigfaltige in eine Einheit. Einer wie Alle, und Alle wie Einer. Ich vermuthe, daß es ſich wie die meiſten natürlichen Romane in einer Kinderſtube ſchließen und der Vorhang über einem Brautbette zufallen wird. Doch dies **sub rosa**. Man darf nicht vor der Zeit plaudern, um den Spaß nicht zu verderben. Was ſind Jahre voll Beſchäftigung gegen Gefühle einer Ewigkeit?

Ich bitte Dich in meinem und der Meinigen Namen, friſch und munter zu bleiben, gute Laune zu behalten, und ſo zu ſein, als wärſt Du ſelbſt in Dich gefahren!"

Erasmus an Friedrich.

„Wernsdorf, 19. November 1795.

Nicht immer kann man den Menſchen nach dem, was er ſagt, beurtheilen, und öfters muß man dies

nach den Umſtänden thun, unter welchen er es ſagte, und nach den Veranlaſſungen, welche ihn vielleicht dazu bewogen, wenn man ihn nicht im Gegentheil ungerecht verdammen will. Die Wahrheit dieſes Satzes beſtätigt die Vermuthung, die Du in Deinem letzten Briefe ausſprichſt, als hätte ich mir Grüningen zur fixen Idee gemacht. Wie Du dazu kamſt, darüber giebt mir mein vorletzter Brief an Dich vollſtändigen Aufſchluß; denn wenn Du dieſen als eine vollſtändige geiſtige Definition meiner Liebe zu Grüningen genommen haſt, ſo konnteſt Du nicht anders urtheilen; aber daß er dies nicht war, davon wirſt Du überzeugt ſein, wenn Du das Folgende geleſen haſt.

An einem ſehr launenvollen Tage (ich war unwohl und es bedurfte nur eines Stoßes von außen, um eine völlige Exploſion der Mißtöne, die in meinem Innern ruhten, hervorzubringen), ergriff mich plötzlich das Gefühl von meiner hieſigen, in Rückſicht der Geiſtes- und Herzens-Armuth ſo unangenehmen Lage, im Verein mit der ſeligen Rückerinnerung an die froh verlebten Stunden in Grüningen, und dieſer unendliche Contraſt wirkte gewaltſam auf meine Imagination, und ſo wurde dieſer Tag die Geburtsſtunde jenes Briefs, welcher, da die Saiten meiner Seele auf's Höchſte geſpannt, und die Reſonanz der Empfindung Grüning'ſche Arbeit war, natürlich nichts anderes als einen übertriebenen Panegyricus Grüningens enthalten konnte.

Ich bin aber auch einmal ein liebendes Weſen, mit meinem Hange zum Optimismus möchte ich öfters die ganze Welt umarmen und lieben; und der Enthuſiasmus für ſolche Menſchen, dächt' ich, wäre doch natürlich. Du wirſt mir einwerfen, eben weil ſie ſo gut ſind, wünſcheſt Du nicht, daß ich ſie ſo enthuſiaſtiſch verehre, damit nicht, wenn ich einmal fände, daß ſie ſtatt ‚Heiligen' ‚Menſchen' wären, meine Liebe auf einmal verlöſchte. Ich antworte Dir aber: dieſer Enthuſiasmus iſt überhaupt nur augenblicklich, und ich ſuche täglich meinem Optimismus darin ſeine Force zu geben, daß er auch bei ſchwächern Menſchen ihre Vorzüge und guten Seiten aufſucht und liebt. In dieſem Lichte ſehe ich auch Grüningen nur als den neologiſchen Himmel an, in welchem man noch viele Unvollkommenheiten trifft, nicht als den orthodoxen, welcher das höchſte Sinnbild der Vollkommenheit ſein ſoll.

Aber ſo willkommen mir ſolche Belehrung von Dir iſt, deſſen Geiſtesſuperiorität ich noch lieber als bei irgend einem Andern anerkenne, ſo kann ich Dir doch nicht bergen, wie dieſe freundſchaftliche Erinnerung ein bei mir ſchon ſeit einiger Zeit rege gewordenes Bedenken gegen Dich vergrößert hat. Schon eine feine Weile bemerke ich in Deinen Briefen ein gewiſſes Uebelbehagen und eine Unzufriedenheit mit Deiner ungewiſſen Lage. Freilich war dies nur verſteckt, ſo daß Du es beinahe Dir ſelber verbergen zu wollen

ſchienſt; aber ein Freund, dem ſchon ſeit einer Reihe Jahren Deine Liebe, Dein Vertrauen das Vorrecht gab, tiefer in die Geheimniſſe Deines Herzens zu blicken, mußte hindurchſchauen und etwas Beſonderes darin finden, worin ein Dritter vielleicht nicht einmal Etwas geſucht hätte. Ich ſchwieg und hielt es für leichte Launenſchauer, und glaubte, daß man ſich durch Examina über jede Kleinigkeit leicht ein inquiſitoriſches, beichtväterliches Anſehen geben kann, welches, ohne Zutrauen zu wecken, im Gegentheil die Inſichverſchließung vermehrt. Aber mit Deinem letzten Schreiben wuchſen die Beſorgniſſe ſo, daß ich nicht länger ſchweigen kann. Selbſt in Deinem vorletzten Briefe hatteſt Du wenigſtens noch einen Scheinmuth wenn Du ſagteſt: ‚Zaghaftigkeit könnte am erſten eine Superiorität des üblen Zufalls bewirken. Das Glück hat ſeine Methode. Sie iſt freilich am ſchwerſten zu überſehen, aber thätiger Wille iſt doch ſchon die halbe Mühe und die ganze Hoffnung!‘ — Aber in dem letzten Briefe ſehe ich trotz des blendenden Exterieurs von Standhaftigkeit und Gleichmuth, wenn anders jene Reſignation und ſtille Gelaſſenheit nicht erkünſtelt und nur als beſänftigendes Mittel einer aufbrauſenden Leidenſchaft entgegengeſetzt iſt, Nichts als Muthloſigkeit und Stumpfheit des Geiſtes, der ſich nicht mit männlicher Kraft die ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe zu beſiegen getraut. Denn wie reimt ſich der ſoeben angeführte Satz ‚Zaghaftigkeit könnte‘ ꝛc.

mit dem Folgenden: ‚Sind wir nicht unter dem Monde, wo unſer Wille nicht immer cauſaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar iſt?‘ So reimt ſich auch Chriſtus mit Belial! Der Erſte voll feſten Vertrauens auf das Schickſal und voll kraftmänniſchen Muthes! Der Zweite *inſpirirt vom Geiſte der Zweifelſucht, einer Schweſter der Zaghaftigkeit.* —

Ich weiß zwar wohl, daß auch Deine *journalieuſe Weſenhaftigkeit*, die ich mit Dir gemein habe, daran Schuld ſein kann. Die Sache ſchien mir aber für Dein Beſtes zu wichtig, als daß ich mich nicht mit Dir ausführlich hätte verſtändigen ſollen. Bei einem Menſchen von vollendeter Zartheit und Feinheit des Gefühls, der mit einer blühenden, feurigen Phantaſie große Talente und die edelſte, erhabenſte Ausbildung der mit einem allumfaſſenden Geiſte das liebevollſte, wärmſte Herz verbindet, und deſſen liebenswürdigem Charakter nichts fehlt als dann und wann Menſchen, die ihn zu ſchätzen wiſſen; bei einem Solchen nun, ſage ich, iſt eine ſolche Reſignation möglich, aber nicht natürlich; ſie muß durch Leiden, ſie ſeien von welcher Art ſie wollen, erzwungen werden. Und weſſen Buſen könnteſt Du dieſe in der Welt ſicherer anvertrauen, als dem meinigen? Ich will aber deswegen nicht indiscret ſein, lieber Bruder; ſind es Leiden, die ihren Sitz tiefer in der Seele haben, und wär' es Dir unangenehm, mich damit bekannt

zu machen, ſo habe ich um nichts gebeten. Iſt es aber vielleicht körperliche Schwäche, ſo faſſe Muth, plage Dich nicht mit unwahrſcheinlichen Möglichkeiten, ſondern beſchäftige Deine Seele mit wahrſcheinlicheren, angenehmeren Gewißheiten. Ich kann mir wohl denken, daß Dich Deine bevorſtehende Trennung traurig und mißmuthig macht, aber blicke über dies Hügelchen Unannehmlichkeit in die unbegrenzte Ausſicht der fruchtbarſten Auen der Zukunft, wo Dein Auge ſich in dem blauen Aether verliert. Denke Dir doch den Unterſchied, den ein Paar Jahre oft zu unſerm Vortheil machen.

‚Die ſind ſicher vor des Schickſals Neide,
Denen holde Jugendlieb' und Freude
Und ein ſtolzes Herz im Buſen klopft.
Ihre Seufzer gingen nie verloren,
Ihren frommen Bitten hat die Ohren
Nie ſich die Vergelterin verſtopft.
Eh' noch wenig kurze Jahre ſchwinden
Werden wir vereint uns wiederfinden
Unter einem helleren Geſtirn.
Unſre Sprache wird uns dann nicht ärmer,
Unſre Herzen ſchlagen dann noch wärmer,
Höh're Glut umflieget unſre Stirn!‘

So ſangſt Du einſt ſelbſt, und jetzt kann ich es auch auf Dich anwenden. Bedenke immer, daß, wenn das Mädchen Dich liebt, wenn der Vater in jener Entſcheidungsſtunde in ſo ermunterndem Tone zu Dir

ſagen konnte: ‚Wer kein Herz hat, hat auch keine Courage!‘ wenn die Mutter Dich ſo liebt, wie ſie Dich liebt, und alles was zum Hauſe gehört, Dir zugethan iſt: daß dann kein Ding unmöglich iſt.

Schone nur Deine Geſundheit und vergiß nicht, daß Du Brüder haſt, die äußerſten Falles Leib und Leben für Dein Glück wagen würden. Ich meines Theils verſpreche Dir, ſo zu ſein, als wäre ich mit Haut und Haar in mich gefahren.

‚O, laß uns nie die Lilie zerknicken,
Die lieblich uns im Thal der Hoffnung winkt!
Der Glückliche, der ihren Balſam trinkt,
Wird ungeſchreckt das kühle Grab erblicken,
In das für ihn ein Lichtſtrahl niederſinkt.
Ein höh'res Ideal wird ſeinen Geiſt entzücken,
Und wo ſich Anderen der Tod als Schreckbild malt,
Sieht er ein Götterkind vom Sonnenglanz umſtrahlt.‘

Dieſe Briefe deuten unverkennbar auf innere Kämpfe bei Friedrich; daß es ſchon jetzt religiöſe geweſen, dafür findet ſich gar kein Anhalt. Von Kühn'ſcher Seite ſah er deutlich, daß ihm keine Schwierigkeiten erhoben werden würden, ſich mit Sophien zu verloben; ſeinen Vater kannte er genug, um zu wiſſen, daß, wenn er auch vielleicht nicht zufrieden mit dieſer Verlobung wäre, er doch nimmermehr einen wenn auch nur moraliſchen Zwang gegen den Sohn ausüben würde; alſo möchte man faſt ſchließen, daß ihm doch, trotzdem er verliebt in das Mädchen war, ſein

feiner, ſcharfer Verſtand die innere Ungleichartigkeit zwiſchen der Sophie, die ſeine Phantaſie mit allen Blüthen des Geiſtes und einer der ſeinen ebenbürtigen Bildung ſchmückte, und der realen Sophie zeigte. Wer weiß, wenn ſie geſund geblieben wäre, ob ſich nicht ſein Herz wieder von ihr gelöſt, wenn er vielleicht ſpäter noch deutlicher erkannt, daß der ſchönen Form der geiſtige Inhalt nicht völlig entſprach. — Da wird ſie tödtlich krank, mehrere Tage ſchwebt ſie in Lebensgefahr. Und wie es dem Menſchen häufig geſchieht, daß ihm erſt der drohende Verluſt zeigt, wie werthvoll der Beſitz iſt, ſo auch hier. Die Gefahr ihres Todes feſſelt ihn von Neuem an ſie; und die Art, wie ſie von nun an mit einer Kraft über ihre Jahre in ihrem Leiden duldend und edel erſcheint, knüpft das Band durch das Gefühl der Bewunderung feſt und unzerreißbar.

Fritz an Karl.

„Elyſium, den 20. November 1795.

Wie nahe uns oft der Verluſt unſeres ganzen Glücks, wie gefährlich daher jede Speculation auf ungeſtörtes Glück, und wie dauerhafte Ruhe nur durch Erhebung der Seele über alle Streiche des Schickſals, durch Losreißung von Allem, was unter der Macht des Zufalls ſteht, möglich iſt: davon bin ich in dieſen Tagen auf's Neue lebhaft überzeugt worden. — Zu

Anfang voriger Woche war bei uns Besuch. Wir waren sehr erfreut und ich überließ mich nachher der sorgenlosesten Ruhe. Vorigen Dienstag war der Termin der Rechnungsabgabe angesetzt. Es war der Jahrestag meiner Bekanntschaft (der 17. November 1794). Den Sonnabend vorher ging ich ruhig Mittags nach Hause; und als Christian mir mit dem Kaffee die Nachricht brachte, es sei ein Bote da und die Sophie wäre krank, selbst da erschrak ich noch nicht sonderlich, eilte jedoch in's Amt und erfuhr da von der Just, daß der Hofrath Ebhard von Sondershausen geholt worden sei. Ohne mich weiter zu erkundigen, lief ich zur Stadt hinaus. Ich trat in's Haus und fand Alles bestürzt; Ebhard declarirte sie für eine gefährliche Patientin. Die Leber war stark entzündet, die heftigsten Schmerzen, seit dem Montag (9. November) schlaflose Nächte, brennendes Fieber, — schon war ihr zweimal zur Ader gelassen. Sie war sehr matt, konnte sich nicht rühren, aber heiter und gelassen. Weiter will ich Dir Nichts erzählen. Jetzt, den Freitag, da ich Dir schreibe, ist alle Gefahr vorüber, der Appetit stellt sich wieder ein, die Besserung ist im vollen Gang. Urtheile, was wir Alle empfunden haben. Jetzt bin ich wieder vergnügt und bitte Dich, den Brief sogleich an Erasmus zu schicken; mündlich und schriftlich von diesen Wochen mehr."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, den 26. November 1795.

Wie unendlich habe ich mich gefreut, daß die Gefahr vorüber iſt! Wenn ich je mit der Vorſehung gezürnt hätte, ich glaube, dieſes Mal hätte mich der Schmerz dazu gebracht. Aber ſiehe nun einen neuen Beweis, daß uns der Himmel liebt und unſere Actien nicht, wie es hier der Fall geweſen wäre, bis auf minus Null ſinken läßt. Ohnmöglich konnte er ein Meiſterſtück ſeiner Schöpfung aus dem innigſten, feſt verwebteſten Bunde der Freundſchaft herausreißen, ohne zwei Ungerechtigkeiten gegen die Menſchen auf einmal zu begehen. Er, der große Vater des Weltalls, iſt ja der Urquell der Liebe und Freundſchaft; und ungern nur zerreißt er das Band, das die Herzen ſeiner Kinder ſo eng verbindet und ruft das Eine aus den Armen des Anderen in ſeinen Schooß zurück. O, lieber Fritz, auch Dich und Deine Sophie und die ganze Familie liebt er gewiß mit warmer Zärtlichkeit; das kannſt Du nun mehr als je und zwar ohne Zeichen und Wunder ſehen. Ich habe ihm das feurigſte Dankgebet gezollt, das je aus einem von ſeiner unendlichen Liebe vollen Herzen gefloſſen iſt. Wenn ich an Ahnungen glaubte, ſo müßte ich diesmal eine gehabt haben. Gerade zu der Zeit, wo Sophie ſo krank geweſen iſt, war ich in einer fürchterlichen Unruhe euretwegen; es war mir aber immer mehr, als

ob Karl Etwas zugeſtoßen wäre, bis ich Deinen Brief von ihm erhielt; nun war mir Alles aufgeklärt. Wenn man mit dem Tode handeln könnte, ich hätte mich ihm lieber angeboten, als Dir dies Mädchen entriſſen zu ſehen. Am Ende wären auch ſo ein paar Lebensjahre um ſolch einen Preis kein übertheures Opfer geweſen; und ich hätte das himmliſche Bewußtſein mit hinweggenommen, noch wenigſtens mit meinem Tode etwas Göttliches gethan zu haben."

Sophiens Geſundheit beſſerte ſich ſcheinbar; und in Grüningen ging das Leben ſeinen gewohnten Gang, wie ein Brief von Reggenthin an Friedrich bezeugt.

„Grüningen, 10. Februar 1796.

Bei uns geht es auf die nämliche alte Leier noch ſo fort, wie es bei Ihrem Abgang gegangen iſt. Um Ihnen aber ausführliche Nachricht zu geben, ſo hören Sie; es ſoll von Stück zu Stück gehen. Die Frau Alte ißt, trinkt, ſchläft, ſtrickt, zankt, iſt aber übrigens gutes Muthes! Carolinchen, die Haushälterin, ſpringt in die Vorrathskammer, von da in die Küche, von da in den Keller, von da wieder auf die Zinne des Tempels (denn ſo geſchwind als ſie ſich erniedrigt, ſo geſchwind erhöht ſie ſich auch wieder), Sie wiſſen es wohl, bei ihr geht Alles in Galopp, hat ſchrecklich viele Igel zu bürſten, tritt nach geſchehener Arbeit an's Clavier und ſpielt und ſingt nach Herzensluſt.

Nun kommt es an Monſieur Georgen. Dieſer ſitzt in Gotha, der Himmel weiß, was ihn da gefeſſelt hält; ich kann nicht ſagen, wann ich ſein holdes Angeſicht wieder erblicke. Sophie tanzt, ſpringt, ſingt, fährt nach Greußen zum Jahrmarkt; ißt und trinkt geſund, ſchläft wie ein kleines Murmelthier, geht gerade wie eine Tanne, iſt munter und luſtig, hat Molken und Arznei und alles abgedankt, muß noch zweimal baden und iſt übrigens geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Hans geht zu ſeinem großen Leidweſen in die Schule, reitet auf den Böcken, und macht übrigens wie gewöhnlich dummes Zeug. Jette tritt Hanſen nicht übel bei, und wenn ſie bei Laune iſt, ſticht ſie der Tollwurm oft. Fritz wird von Hanſen in allen Schelmereien unterrichtet und geht ſeinen Gang gerade fort. Minn iſt noch immer der Affe vom Hauſe und macht immer närriſch Zeug. Günther hat Huſten, iſt aber am Tage munter und luſtig, nur des Nachts hat er oft Unterredungen mit meiner Frau, welches denn freilich der Frau Alten vielmals nicht behagt, doch läßt ſie es ſich gefallen. Nun wollen Sie auch wohl wiſſen, was das franzöſiſche Geſichte macht; gleich will ich dienen. Dieſe ſitzt und arbeitet mit großem Fleiß an Etwas. Die Neugierde, die bei Ihnen aufſteigt, ſeh' ich ſehr deutlich im Geiſte; aber, lieber Freund, Sie erfahren weiter Nichts als ein Etwas; die Zukunft wird Sie eines Weiteren belehren. Uebrigens geht ſie noch immer ihren Schlendrian fort,

ißt, ſchläft, correſpondirt fleißig mit jungen Herren und wartet der Dinge, die da kommen werden. Was nun meine Wenigkeit betrifft, ſo bin ich geſund, eſſe, ſchlafe, ſorge, werde geſchoren wie ein jeder Hauswirth und laſſe den Vater walten.“

Hardenberg war im Februar nach Weißenfels zurückgegangen, um bei den churſächſiſchen Salinen einzutreten und um hierdurch ſchneller dazu zu gelangen, ſich einen eignen Heerd zu gründen und endlich offen um Sophiens Hand zu werben.

Kurz vor ſeinem Abgang von Tennſtedt ließ er ſich von dem berühmten Chemiker Wiegleb in Langenſalza in dem Theile der Chemie, der ihm beſonders nöthig war, der Halurgie, unterrichten.

Zehn, zwölf Tage waren es, in denen er den ganzen Unterricht gefaßt hatte; und Wiegleb, der gewiß in ſeinem Fache ein competenter Richter war, nannte Hardenberg's Namen ſtets mit Ehrerbietung.

Im Februar 1796 trat der Letztere ſein Noviziat auf den Salinen an. Bei der Direction waren außer ſeinem Vater noch die Bergräthe Heun und Senf angeſtellt, von denen jeder in ſeinem Fache ausgezeichnet war. Von Allen ſuchte Friedrich zu lernen. Er ſtudirte auch nach dem Willen ſeines Vaters die Kleinigkeiten und Eigenheiten, die in jeder Saline beſondere Aufmerkſamkeit verdienen.

Das Verhältniß mit ſeinem Vater geſtaltete ſich hier freundlich, da dieſer bald erkannte, daß der Sohn ſeinen Geſchäften mit Ernſt und Eifer oblag.

Friedrich bittet den Vater in dieſem Frühjahr, Ende Mai oder Anfang Juni, um ſeine Einwilligung zu ſeiner Verlobung mit Sophie.

Fritz an ſeinen Vater.

„Nicht ohne heftige Beunruhigung wage ich einen lange gefürchteten Schritt. Längſt ſchon würde ich ihn gethan haben, wenn nicht mehrere ungünſtige Umſtände ſich dagegen vereinigt hätten. Alle meine Hoffnung beruht auf Deiner Freundſchaft und Theilnahme. Es iſt nichts Unrechtes, was mir auf dem Herzen liegt, aber etwas, worüber Eltern und Kinder ſo oft nicht übereinſtimmen. Sehr viele Stimmen in meinem Herzen ſagen mir zwar Troſt und Beruhigung zu; aber je mehr auf dem Spiele ſteht, deſto ängſtlicher ſieht man dem Zeitpunkte der Entſcheidung entgegen. Ich weiß, daß Du ganz herablaſſender Freund Deiner Kinder ſein willſt, — aber Du biſt Vater, und oft widerſpricht ſelbſt die väterliche Liebe der Neigung des Sohnes. Sobald ich mich zuſammennähme, ſo verſchwände freilich dieſe Beſorgniß meiſtentheils, und nur dann würde mir Deine Liebe entgegenſtehen, wenn ich weder Verſtand noch Herz zu Rathe ziehen wollte, und den Abgrund meines eigenen Glückes graben. Dies iſt hier aber wohl nicht der Fall.

Ich habe ein Mädchen gewählt, sie hat wenig Vermögen. Es ist ein Fräulein von Kühn. Ihre Eltern, von denen nur die Mutter die rechte ist, wohnen in Grüningen, einem Gute bei Weißensee. Abgerechnet meine Verhältnisse, so würde auch ihre Jugend einen nahen Heirathsplan unthunlich machen. Ueber ihren persönlichen Werth ziemt es mir nicht, ein entscheidendes Urtheil zu fällen; und ich muß mich für jetzt begnügen, theils die allgemeine Stimme ihrer näheren Bekannten, theils die vorzüglichen Urtheile unpartheiischer Männer für sie anzuführen, theils auf eigene Prüfung im Ganzen zu provociren. Ich habe sie bei einer Expedition in ihrem väterlichen Hause kennen lernen. Sehr langer, sehr aufmerksamer Umgang mit dieser Familie befestigte meine Wahl. Lange blieb mir zweifelhaft, ob Sophie meine Neigung erwiderte, ohnerachtet ich das Zutrauen und die Freundschaft der ganzen Familie genoß. Doch glaube ich jetzt derselben versichert zu sein, besonders wenn Deine Einwilligung Sophiens Besorgnissen ein Ende macht. So fest sie an ihren Eltern hängt, so fest wünscht sie mich an den meinigen hängen zu sehen, und würde ohne gewisse Ueberzeugung Deines Beifalls sich sicher nicht ausdrücklich für mich entscheiden.

Längst schon würde ich Deine Einwilligung, Dein Zutrauen gesucht haben; aber seit Anfang November ist Sophie gefährlich krank gewesen; ein paar Mal war fast alle Hoffnung geschwunden, und noch jetzt

ſiecht ſie und erholt ſich nur langſam. Du kannſt ſie mir jetzt zum zweiten Mal ſchenken, und mir damit meine Ruhe wiedergeben, die ſich ſeit langer Zeit aus meiner Seele verlor. Die Ausführung des Planes ſteht noch zu weit ab, als daß ich ein Wort darüber verlieren ſollte. Möglichkeiten ſehe ich — ich überlaſſe ſie der gütigſten Hand auszubilden, und thue nur meinerſeits das, was ich durch Fleiß, Treue und Wirthlichkeit dazu thun kann. Auf dieſem Wege hoffe ich meinen Lieblingswunſch am erſten erfüllt zu ſehen. Mündlich mehr. Ich erwarte nur Liebe von Dir. Es hängt von Dir ab, dieſe Periode zur glücklichſten meines Lebens zu machen. Dann habe ich Dir, außer Leben und Erziehung, auch noch das zu danken, was dem Leben einen ſo einzigen Reiz in ſeiner Art giebt. Ich leugne es nicht, meine Liebe und meine Dankbarkeit gegen Dich werden noch zunehmen. Es iſt wahr, mein Wirkungskreis wird durch dieſe Parthie äußerlich eingeſchränkt; aber ich rechne für die Zukunft ein wenig auf meinen Kopf und meinen Ehrgeiz — und für die erſte Zeit auf Sophiens Verſtand und ihre gute Wirthſchaft. Sie iſt nicht groß erzogen und wird mit Wenigem zufrieden ſein; ich bedarf nur, was ſie bedarf. Ich weiß gewiß, unſer gemeinſchaftliches Leben gewinnt an Zufriedenheit unendlich, denn ich bin Deiner Freundſchaft auf ewig verſichert. Wie werden ſich meine älteren Geſchwiſter freuen, die ſo theilnehmend an der Ruhe meines Lebens hängen.

Gott ſegne dieſe ſo wichtige, ſo ängſtlich durchharrte Stunde. Was Du meinſt, wird gut ſein; aber freuen kann mich nur Deine freundliche, einwilligende Vaterſtimme.“

Der Vater willigte ein. Anfangs gab er ſeine Zuſtimmung allerdings ungern, da ſein Sohn noch keine feſte Lebensſtellung hatte, und deſſen Braut ohne Vermögen war. Als er aber ſpäter Letztere perſönlich kennen lernte, nahm die Schönheit und Liebenswürdigkeit derſelben ihn ganz für ſie ein, und die Mutter Friedrich's gewann ſie zärtlich lieb.

Aber Hardenberg's Lebenshimmel iſt von nun an mit ſchweren, dunkeln Wolken bedeckt; ſie ziehen herauf, rings alles mit ahnungsvollem Bangen erfüllend; er hat mit überſtrömendem Herzen der Liebe Luſt gekoſtet, nun ſoll er der Liebe Leid kennen lernen; er hat erfahren, welch Glück es iſt, einen Bruder zum Freunde zu haben: jetzt ſoll er den Schmerz erleben, Bruder und Freund zu verlieren.

Erasmus iſt der Erſte, welcher in Beſorgniß erregender Weiſe erkrankt. Ein tragiſcher Zug in ſeinem Leben iſt es, daß er, der ſo gern leiden und ſterben wollte, wenn er ſeine Familie dadurch beglücken könnte, daß er, der leidend und dann ſterbend war, eigentlich von den Seinen, ſo innig ſie ihn liebten, vergeſſen und überſehen wurde; keiner von ihnen hatte eine Ahnung, wie krank Erasmus ſei. Aber um

dieſe Zeit zitterten Alle, Erasmus auch, für Sophiens Leben; und dieſes ſchöne, junge Weſen, das nur für das Glück geboren zu ſein ſchien, eröffnete ja auch den Todesreigen, der nun in der Hardenberg'ſchen Familie begann und ein Opfer nach dem andern forderte.

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels.

Tauſend Arbeiten und Zerſtreuungen hielten mich ab, Dir von Langenſalza zu ſchreiben; auch hoffte ich Dich hier zu treffen. Ich ahnte Dein Krankwerden, als ich vergeblich kam und zwei Tage wartete. Alle Welt bedauerte Dich, und Dein ſonderbares, unerſättliches, widriges, phyſiſches Schickſal machte mir manche Stunde tiefe üble Laune; hiermit bin ich überhaupt ſeit geraumer Zeit, ohne Nervenſchwäche, Hypochonderie oder merkliche äußere Veranlaſſung geplagt. Gott erhalte Dir leichten Sinn und frohe Laune, Du haſt ſie ſehr nöthig, und ein Aequivalent muß es doch geben. Im Elyſium nimmt man den innigſten Antheil an Deinen Leiden. Die Danscour hat an Dich ſchreiben wollen. Alles grüßt und küßt Dich. Es iſt kein Ort in der Welt, wo Du werther gehalten biſt.

Mein Genius hat ſich faſt völlig wieder erholt. Lange ſchwebten wir in der Angſt des möglichen Schiefwerdens durch dieſe lange einſeitige Lage. Aber auch dieſe Beſorgniß hebt ſich mit jedem Tage und

ich ging faſt mit einer mathematiſchen Gewißheit eines ewigen Beſitzes wehmüthig aus den Armen dieſer Idyllenwelt hinweg. Lebe wohl, erhebe Dich über Deine Umgebung, und lebe täglich mehr in der Welt, wo unſere Freundſchaft das Bürgerrecht hat."

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 1796.

Ich bin Dir jetzt immer in Athem, das geht von einem Ort zum andern. Ich für meinen Theil wäre für's Stillſitzen, daher das ſeltene Schreiben. Wie gern wäre ich jetzt bei Dir, Dein erſter Brief betrübte mich ſehr. Dem zweiten ſah man ſchon wieder den alten Erasmus an. Die Langeweile iſt das Allerſchlimmſte — ... Warum ſie Dir Leſen und Schreiben verboten haben, begreife ich nicht recht. Raffe allen Deinen Muth jetzt zuſammen. Ich bin jetzt überzeugt, daß der Menſch nichts Beſſeres in der Welt thun kann. Mein Syſtem der Philoſophie hoffe ich zu dem Deinigen zu machen. Dann ſollte mir mein Nachdenken recht lieb werden. Es enthält eine unerſchöpfliche Quelle von Troſt und Beruhigung. Freilich bedarf es noch ſehr der Feile. Du wirſt auch eine gewiſſe Deutung über Dein räthſelhaftes Schickſal finden. Du biſt ein phyſiſch leidender, aber moraliſch thätiger Mann. Das Blatt dreht ſich einſt. Die Letzten werden die Erſten ſein. In dieſem Worte liegt eine Fülle troſtreichen

Sinnes. Bleibe feſt im Glauben an die Univerſalität Deines Ichs. Du wirſt auf Deine Leidensſtunden wie auf ein verwelktes Blatt einſt herunter blicken. Himmliſche Flucht der Zeit! Halte Dich am Großen und Guten in der Zeit der Mühe und des Duldens. Du haſt noch eine Ewigkeit vor Dir. Wenn Dir weh wird, ſo denke an die Menſchheit, die Du biſt. Ein himmliſches Mädchen ſteht ſie auf Hügeln und ſtreckt die Hand aus, um Dich hinauf zu heben aus dem Thale der Geduld. Denke Dich als verwundeten Helden auf dem Siegesplatze. Um Dich herum Deine Kameraden, die Edlen aller Zeiten, und am Himmel ſchon die Hand, die Deinen Namen mit Sternen ſetzt! Wäre da nicht jeder Seufzer ein Triumphgeſang? O wie leicht wäre da der Schmerz zu ertragen. Laß Dich nicht eitle Sehnſucht zuſammenpreſſen, überall iſt Hubertsburg, wo Dein Geiſt nicht frei aufſteht und den Staub von ſeinen Flügeln ſchüttelt. Du biſt ja ſo nahe Deinen Lieben, — nicht in ſibiriſchen Wüſten — krank, verlaſſen — der ſchneidende Nord Dein Tröſter. Mache Dir Deine Lage intereſſant; denke alles, was Dich umgiebt, im Verhältniß zur ewigen Dauer. Weiſe Eintheilung Deiner Zeit, Concentrirung Deiner Kräfte, das ſind die Mittel, Dir die Zeit nicht unluſtig zu kürzen. — Ruhe vor Allem. — Ach hätte ich die, ſo wäre ich glücklich. — Krankheit iſt Erzieherin zur Ruhe. — Doch dies mag vor der Hand genug ſein."

Folgender Brief von Erasmus verdient Mittheilung.

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, März 1796.

Dein lieber Brief hat mich, zwar nicht im erſten Augenblick — denn da war ich zu ſchwachnervig, um ihn leſen zu können, und ich durfte ihn, damit es mich nicht zu ſehr angriff, erſt Nachmittags leſen —, aber hernach deſto mehr mit herzerquickendem Troſte genährt, je weniger ich jetzt im Stande bin, durch einen Andern als Dich ſolchen Troſt zu erhalten. Im Ganzen bin ich aber jetzt nicht in einer zu ſolchem Troſte paſſenden Stimmung; meine Nerven ſind wirklich zu ſchwach, um ihn zu vertragen, und ich habe ihn auch wirklich nicht mehr dringend nöthig, denn ich fange an wieder fidel zu werden, und zu meiner Beſſerung ſind jetzt die abſurdeſten und carrikaturmäßigſten Hanswurſtſtreiche beſſer, als ſanfte, herzrührende und unter allen andern Umſtänden himmliſche Troſtworte.

Ich verſichere Dir, eine Welt liegt in meinem Kopfe, um Dir Deine Briefe vollſtändig zu beantworten, aber ich kann und darf es jetzt ſchlechterdings nicht thun, denn ſchon dieſe wenigen Zeilen greifen mich außerordentlich an, weil ich an Dich ſchreibe; alles was das Herz attaquirt oder den Verſtand (geſtern mußte ich ein algebraiſches Rechenexempel

weglegen, das ich angefangen hatte), das muß ich jetzt vermeiden. Du wunderst Dich, daß ſie mir das Leſen und Schreiben verboten haben? Ja, lieber Fritz, das verbietet ſich von ſelbſt. Das Blut ſteigt mir gleich zu Kopfe, wenn ich etwas leſe oder ſchreibe, und iſt es etwas, das ein tiefes Denken erfordert, ſo greift es mich an; ich kann nur in Zwiſchenräumen leſen und arbeiten, meine einzige Zuflucht iſt jetzt Horaz und Cicero's Briefe. Mein Ausſehen beſſert ſich übrigens, und gewiß und ausgemacht iſt, daß, wenn ich mich nicht allemal bei der Attaque von Blutſpeien ſo alterirt hätte, ich jetzt vollkommen geſund wäre, denn meiner Lunge fehlt poſitiv nichts, wie mir mein Doctor noch neulich verſicherte. ‚Ihre Lungen ſind geſünder als meine', ſo ſagte er und verſchwand.

Ich habe an Roggenthin geſchrieben; ſie werden Alle denken, daß ich noch der alte fidele Erasmus, und im Grunde bin ich es auch jetzt."

Es war im Sommer 1796, als Hardenberg plötzlich die Nachricht erhielt, Sophie ſei in Jena und habe ſich dort einer gefährlichen Operation eines Lebergeſchwürs unterzogen. Es war ihr Wille geweſen, daß er von ihrer Krankheit und der Operation erſt, wenn alles vorüber wäre, erfahren ſollte. Hardenberg eilte nach Jena und fand ſie ſehr leidend. Der geſchickte Arzt ließ nur eine langſame Geneſung hoffen, obgleich es ſich zur Beſſerung anließ. Allein die Operation

mußte wiederholt werden, und der Arzt fürchtete, daß die Kranke darnach nicht mehr Kräfte genug zur Heilung haben werde. Sophie ertrug alle diese Leiden mit edlem Muth und unbeschreiblicher Geduld. Hardenberg reiste beständig zwischen Jena und Weißenfels hin und her, tröstete und erheiterte Sophie. Seine Eltern waren auch bei ihr, und wünschten nichts mehr als die Genesung des liebenswürdigen Mädchens. Der alte Hardenberg wollte sie gern mit nach Weißenfels nehmen, damit seine Frau und Töchter sie recht pflegen könnten. — aber Sophie mochte sich in ihrem Zustande nicht von ihrer Mutter trennen.

So verging das Jahr 1796, das so lieblich begonnen, unter schweren Sorgen. Einzelne Lichtblicke brechen hindurch, z. B. daß Sophie, sobald das Fieber sie verläßt, stets froh und heiter ist, ihr Auge den hellen Glanz, ihr Angesicht die rosige Farbe behält.

Ein anderer Lichtstrahl ist es für Hardenberg, daß Goethe seine „Kleine" besucht und ein besonderes Interesse an ihr zu nehmen scheint. Frau von Mandelsloh, eine Schwester Sophiens, schreibt von dem Besuch mit folgenden Worten an Fritz:

„Vor einigen Tagen ist unsere kleine Stube so glücklich gewesen, den großen Geist Goethe in sich zu fassen. Er war charmant, hielt sich aber nicht lange bei uns auf, machte uns aber die Hoffnung, daß wir bald wieder so glücklich sein würden, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

P. S. Verwundert war ich, daß unſere kleine Stube keinen Spalt bekam, ich hatte aber auch bei Goethe's Ankunft ſogleich die Vorſorge, die Fenſter zu öffnen."

Dennoch aber wurde es ſtets dunkler vor Friedrich's Augen. Er hatte jetzt voll Intereſſe die mediciniſche Wiſſenſchaft ſtudirt, um Sophiens Zuſtand beurtheilen zu können.

Aber er wollte nicht glauben, was ſein Verſtand und was die Erfahrung älterer Aerzte ihm ſagten; er hoffte mit Jugendmuth auf die Geneſungskraft der Jugend. — Im December 1796 verlangte Sophie nach Hauſe, — in Angſt und Unruhe muß Hardenberg in Weißenfels zurückbleiben, natürlich um nun oft den Weg nach Grüningen zurückzulegen.

Sophiens Krankheit ſchreitet immer weiter, aber Friedrich verbirgt vor ſich ſelbſt die Angſt um ihr Leben. Auch Erasmus ſucht er zu überreden, daß deſſen jetzt ſo furchtbar ernſt auftretende Krankheit nur vorübergehend ſei. Bei dieſem tritt aber nun das Bewußtſein um ſeinen Zuſtand klar heraus. Er hatte das Unglück gehabt, wenige Tage nach Weihnachten in ſeinem neuen Beſtimmungsorte Zillbach, wo er unter Cotta ſeine Studien und ſeine praktiſche Lehrzeit beenden wollte, mit dem Pferde zu ſtürzen; ein ſehr heftiger Blutſturz war die unmittelbare Folge.

In Weißenfels, wo der Oheim Comthur den

Winter über blieb, beginnt jetzt eine trübe Zeit. Er erfuhr hier erſt die Verlobung von Friedrich, natürlich zugleich den Bericht von Sophiens Krankheit; er ſieht, wie verändert Fritz iſt, und daß ſeine Geſundheit unter der Laſt von Arbeit und der Sorge um das geliebte Mädchen leidet. Er hätte, da es zu ſpät war, ſchweigen ſollen; aber der Gedanke, daß alle Gaben und Talente des Neffen in engen, gedrückten häuslichen Verhältniſſen verkümmern würden, bringt ihn ganz außer Faſſung. Er zeigt dem Vater das ganze Verhältniß als ein thörichtes, übereiltes. Eine Heirath ohne alles Vermögen und dazu eine kranke Frau! Er behauptet, Fritz müſſe unfehlbar in dieſer Lage zu Grunde gehen, da ja der Vater mit noch zehn unverſorgten Kindern wenig für ihn thun könne. Alle dieſe Beſorgniſſe regen auch den Vater auf; die Mutter weint und klagt. Da kommt auch noch die Nachricht von Erasmus' Krankheit hinzu! Aber unbegreiflicherweiſe hat keiner aus dieſer Krankheit ein Arg; vergeblich ſind Erasmus' Briefe an Fritz und Karl. Beide demonſtriren ihm, ſeine Krankheit ſei unbedenklich. Sie werden auch nicht aufmerkſam, als Cotta und der Arzt erklären, der Transport des Kranken ſei unmöglich. Ja, ſo wenig haben alle einen richtigen Begriff von ſeinem Leiden, daß Roggenthin in ſeiner Angſt um Sophie und um den Eindruck, den ihr Hinſcheiden auf Fritz machen könnte, den ſterbenden Erasmus bittet, Friedrich auf ihren Tod vorzubereiten.

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 20. Januar 1797.

Du wirſt bereits von Karl wiſſen, warum ich in dieſer häßlichen Zeit nicht ſchreiben konnte. Dieſer Unfall hatte ſeine Zeit ſchlecht genug für mich gewählt. Die wenigen Tage, die ich in Grüningen ſein konnte, wurden mir durch Schmerzen an der verletzten Hand und durch Fieber verdorben. Bei meiner Zurückkunft erhielt ich die Nachricht von Dir durch Cotta's Brief. Von einem Brief von Dir, in dem Du meine Ankunft wünſcheſt, weiß ich nichts. Sicher wäre ich gekommen, auch außerdem, wenn die Hand nicht war.

Die Mutter hat Deinen Brief erſt zu Geſicht bekommen, ſpäter den von Cotta, welches auch ſehr gut war, da ſie auch jetzt noch ſehr erſchrocken war und ein paar Tage ſehr niedergeſchlagen umherging. Mir war gleich bei der erſten Nachricht am bängſten vor den indirecten Folgen, die durch das Medium Deiner Phantaſie gehen. Mir war Angſt, daß Du nun noch mehr an Hypochondrie leiden und Dich unaufhörlich ängſtigen würdeſt. Karl war ſehr durch den Doctor Hieke beruhigt, der die Folgen eines aus ſolcher äußern Urſache herrührenden Blutauswurfs nicht ſo bedeutend gehalten. Hauptſächlich wünſch' ich Dir kaltes Blut und Gelaſſenheit. Dein Brief hat mich in dieſer Hinſicht mit guten

Hoffnungen erfüllt. Er ist recht vernünftig und ruhig geschrieben. Sollte Deine Besserung langsamer gehen, als wir glauben, so komme ich hin.

In Grüningen fand ich Sophien auf gutem Wege. Die Wunde heilt, das Fieber ist schwach, der Husten vermindert, sie schläft viel, auch am Tage. Das Aussehen bessert sich. Das Frühjahr und die Eselsmilch müssen die letzte Hand anlegen.

Der Onkel ist recht freundlich, er hat in Gera viel zum Lobe Sophiens gehört, ihr Bild hat ihm sehr gefallen. Er ist schon eine Note tiefer. — Er wird und muß noch mehr fallen. — Der Alte ist jetzt sehr übler Laune. — Du weißt, daß ihn Alles mürrisch macht; so hat ihn auch Deine Krankheit sehr verstimmt. — Von mir sage ich nichts, denn das siehst Du, in welcher Schule ich bin. Der Vater und ich denken und handeln gar zu überzwerch, und da an mir das Dulden ist, so habe ich es oft freilich recht satt. — Sophiens Krankheit, die Deinige, die Anwesenheit des Onkels, Aussichten auf die Zukunft, kommen zu diesen verdrießlichen Verhältnissen hinzu, da ist denn oft freilich ächter guter Muth theuer. — Indeß jede Wolke verzieht sich, das wollen wir gemeinschaftlich beherzigen. Deinen von Grüningen aus an Karl geschriebenen Brief hatte der Hauptmann liegen lassen, ich bin von ungefähr dazu gekommen. Deine Besorgnisse wegen Sophiechen sind jetzt Gottlob nicht mehr gegründet."

Erasmus an Fritz.

(In den letzten Tagen des Januar 1797.)

„Den herzlichſten Dank für Dein Send- und Troſtſchreiben. An keinem Tage hatt' ich's nöthiger, denn ich bekam Nachmittags wieder Blutſpeien, das aber wahrſcheinlich durch heftiges Lachen veranlaßt wurde. Im Uebrigen beziehe ich mich, was mein Befinden anbetrifft, auf Karl's Brief. In einer verdrießlicheren Lage kann nicht leicht ein Menſch geweſen ſein, als ich jetzt bin: ich ſoll luſtig und fidel ſein und darf nicht lachen, ich ſoll Geſellſchaft um mich haben und wenig reden, ich ſoll keine Grillen fangen und darf mir doch nicht die geringſte Beſchäftigung machen, um mir die abſcheulichſte Langeweile zu vertreiben. Vorgeſtern mußte ich am Ende über mich ſelbſt lachen, denn höher, dachte ich, können doch ſelbſt, wenn Du ſtirbſt, die Unannehmlichkeiten nicht kommen.

Aber, lieber Fritz, Eure Liebe und Freundſchaft entſchädigt mich ja bei dem Allen. Es iſt mir, bei allem Anſchein von Beſſerung doch immer ſo, als wenn ich vielleicht nicht recht lange mehr um Euch und bei Euch ſein würde; deswegen verſcheuche Deine trübe Laune, denn alsdann mußt Du der Mann ſein, der vor dem Riß ſteht, und Karl und die Uebrigen tröſten!

Denn wir, lieber Fritz,

‚Lernten uns nicht für dieſe Welt nur kennen,
Wo uns ſo kurz die Sonne ſcheint!

Wir finden einſt, wenn jeder ausgeweint
Uns wieder, um uns nie zu trennen!
Eh' noch wenig kurze Jahre ſchwinden
Werden wir vereint uns wiederfinden
Unter einem helleren Geſtirn!'

Sei ein Mann, Fritz, und denke, daß Dich über Alles, ſelbſt bis in den Tod, liebt

Dein Erasmus."

Erasmus an Fritz.

„Zillbach, 2. Februar 1797.

Du haſt mir mit Deinen beſſern Nachrichten von Sophie eine herzliche Freude gemacht; wieviel Kummer und Sorge mir das liebe Mädchen in meiner Krankheit gemacht, kannſt Du Dir gar nicht denken. Wenn mir der Himmel noch den Wunſch erfüllt, daß Du und Sophie glücklich werdet und auch Karl's Temperament einen fröhlicheren Schwung erhält, ſo ſind meine Wünſche für dieſes Erdenleben nach jetziger Anſicht zu Ende. Ich habe jetzt doppelte Urſache, Euch recht viel Freude und ſchöne wolkenloſe Tage, ſowie eine Fülle von Lebensgenuß für die Zukunft zu wünſchen, da Euch doch vielleicht bald mein früher Abſchied aus Eurer Mitte trübe Stunden machen wird. Ja, lieber Fritz, es wird mir manchmal jetzt mehr als je wahrſcheinlich, daß meine elende Geſundheit durch dieſe heftige Revolution den letzten Stoß erhalten hat, und daß das morſche Gebäude bald ganz zuſammen-

ſtürzen wird. Der immer mit gleicher Stärke fortdauernde Huſten, der beſtändige kurze Athem, die Nachtſchweiße und die außerordentliche Abnahme der Kräfte laſſen mir von ſinnlichem Lebensgenuß nichts mehr übrig als guten Appetit und Schlaf, der aber jetzt auch alle Nacht durch halbſtündigen Huſten unterbrochen wird. Das ſind, wie mich däucht, deutliche Zeichen, daß meine Lunge gelitten hat; deßungeachtet würde ich in Rückſicht meiner Wiederherſtellung die Energie meiner Jugendkräfte noch nicht in Zweifel ziehen, wenn der Doktor nicht ſelbſt ſagte: meine Lunge habe gelitten. Die Hoffnung deswegen aufzugeben, wäre thöricht; die Vorſehung hat ſich diesmal meiner ſo ſichtlich angenommen, ſie kann auch der ganzen Krankheit eine glücklichere Wendung geben. Im Uebrigen tröſte ich mich damit, daß mich meine Beſtimmung hierher- und meiner Krankheit entgegengeführt hat; und der Weg, der uns unſerer Beſtimmung näher führt, iſt der beſte, er mag ſchlüpfrig und ſchief, oder eben und gerade ſein, er iſt der beſte. In Rückſicht meines Geiſtes bin ich deſto beſſer daran, denn ungeachtet ich ſehr nervenſchwach und daher oft ärgerlich und empfindlich bin, ſo iſt er doch gewöhnlich heiter und erhebt ſich weit über ſeinen trägen Nachbar, der ihm gern nacheilen möchte, aber von ſeinem Unvermögen zurückgehalten wird.

Glaube ja nicht, daß dieſe Ideen einen üblen Eindruck auf meine gute Laune machen. Nein, keines-

wegs; ich denke nicht an meine Krankheit und arbeite und beſchäftige mich, ſo viel ich kann; als Beweis diene, daß ich morgen bei dem neuangekommenen Lehrer eine Privatſtunde in der Algebra nehme, mit der wir ſchon zu Oſtern fertig ſein wollen."

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 7. Februar 1797.

Deine Briefe haben uns geſtern viel Bekümmerniß verurſacht. Nach Deinem früheren glaubten wir Dich in voller Beſſerung, und nun ſchreibſt Du auf einmal ſo beunruhigend. Ich geſtehe Dir, daß mich die Spur von Hypochondrie in demſelben wieder etwas ſicherer gemacht hat. Mich wundert dies bei Deiner Krankheit, Deiner Lage, Deinem Charakter nicht im Mindeſten, und für dieſe Folge war mir vom Anfang an am meiſten bange. Deshalb nehme ich auch um ſo mehr Antheil an Deinen Leiden, da keiner eigentlich bei einem körperlichen Zufall ſo viel leidet als Du. Deine Phantaſie begleitet als zu treuer Gefährte Deinen Körper. Du haſt diesmal entſetzlich ausgeſtanden, und ich kann mir denken, welchen Eindruck ſo zuſammengeſetzte, unaufhörliche Körperleiden auf Deine Stimmung machen müſſen. Wie ſehr hätt' ich gewünſcht, Dich zu ſehen, zu tröſten und Dir den Aufſchwung über die Gegenwart zu erleichtern. Auch der Vater hätte Dich gern beſucht; aber der Onkel ſtimmt vielmehr dahin, Dich, ſowie Du transportfähig biſt,

herkommen zu laſſen. Der Vater wird Dir darüber ſchreiben.

Von Grüningen hab' ich ſeit drei Wochen keine Nachricht; ich vermuthe daher, daß es gut gehen muß, wenn ich gleich ſehr wünſchte, es ſchriftlich zu wiſſen.

Wenn Du recht klug biſt, ſo läßt Du Dich jetzt auf keine Zukunftsgedanken ein — lebſt ganz in den Tag hinein — freuſt Dich ruhig über die gute Stunde und hältſt Dich ſtill in der böſen. Ein gewiſſes Stillhalten iſt eine herrliche Sache, die uns reichlich für die anfängliche Anſtrengung belohnt. Lache, wie Du ſelbſt ſchreibſt, daß Du auch zuweilen thäteſt, über Deine Krankheit, als wüßteſt Du, daß Du unſterblich wäreſt, und es ſei nur Spiegelfechterei. Dein einziges Studium ſei jetzt die Zeit zu tödten. Strenge Dich mit nichts an, ſchon Deine Briefe ſind zu lang und müſſen Dich nothwendig erſchöpfen. Dein zärtliches Herz kann ſich in zwei Zeilen drücken. Wir bitten nur bald um beruhigende Nachrichten; laß einen Andern ſchreiben. Die Mutter und der Vater ſind im höchſten Grade bekümmert."

Friedrich an Frau von Thümmel, geb. von Kühn.

„Weißenfels, 8. Februar 1797.

Sollte meine peinliche Lage mein Nichtſchreiben nicht längſt bei Ihnen entſchuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtſinn nöthig, um ſeither

nur noch ſo fertig zu werden, um ruhig ſchlafen, arbeiten, denken, ſprechen und gleich Andern ſein zu können. Rechnen Sie hiezu noch eine Menge anderer Verdrießlichkeiten, ſo wird es Sie nicht befremden, wenn ich, zufrieden, das Nöthigſte gethan zu haben, mich ſo tief als möglich in die Fluthen des menſchlichen Wiſſens verſenke, um, ſo lange ich in dieſen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schickſals zu vergeſſen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere; die hieſigen Rückſchritte ſind dort Fortſchritte — das verwundende Schwert wird dort zum beſeelenden Zauberſtab — die Aſche der irdiſchen Roſen iſt das Mutterland der himmliſchen. Meine Phantaſie wächſt, wie meine Hoffnung ſinkt — wenn dieſe ganz verſunken iſt und nichts zurückließ als einen Grenzſtein, ſo wird meine Phantaſie hoch genug ſein, um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig habe ich meine prekäre Exiſtenz fühlen gelernt, und vielleicht iſt dies Gefühl das erſte Lebensgefühl der zukünftigen Welt.

Wie ſehr wünſchte ich wieder einmal mit Ihnen in Grüningen zu ſein. Daß wir dann endlich aufhören mögen, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, deſſen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in dieſe oder in jene Welt fällt."

Friedrich an Erasmus.

„Weißenfels, 26. Februar 1797.

Dein Entſchluß, Algebra zu ſtudiren, iſt gewiß ſehr heilſam.

Die Wiſſenſchaften haben wunderbare Heilkräfte — wenigſtens ſtillen ſie, wie Opiate, die Schmerzen und erheben uns in Sphären, die ein ewiger Sonnenſchein umgiebt. Sie ſind die ſchönſte Freiſtätte, die uns vergönnt ward. Ohne dieſen Troſt wollte ich und könnte ich nicht leben. Wie hätt' ich ohne ſie ſeit anderthalb Jahren ſo gelaſſen Sophiens Krankheit zugeſehen und außerdem ſo vielen Verdrießlichkeiten ausgeſetzt ſein können? Es mag mir begegnen was will — die Wiſſenſchaften bleiben mir — mit ihnen hoff' ich alles Ungemach des Lebens zu überſtehen."

Endlich aber kann Friedrich ſich die Gefahr, in der Sophiens Leben ſchwebt, nicht mehr verbergen. Sein eigenes Wiſſen ſagt ihm, daß ihr Tod naht; aber ſein Herz widerſpricht, denn er hält eine Trennung von ihr für unmöglich. Der an ſich richtige Satz: „Was der Menſch will, das kann er", verführt ihn, zu glauben, „daß ſeine Sophie nicht ſterben kann".

Hier tritt zugleich eine eigenthümliche Erbſchaft von ſeiner Mutter, hervor. Als eins nach dem andern von ihren Kindern ſtirbt, da hält der Vater bei ihnen aus bis zum letzten Augenblick. Die Mutter

aber ſitzt in ihrem Zimmer in ſtummer Verzweiflung, ſie kann das Sterben nicht mit anſehen. So auch Friedrich. Er reiſte am 10. März 1797 von Grüningen ab; am 19. März ſtarb Sophie.

Ein Tagebuch in einem Kalender von Friedrich's Hand ſagt:

„3. Januar. Nach Artern und Helldrungen gereiſt."

„4. Januar. Früh den Finger gebrochen, dann nach Grüningen gefahren, ich traf dort Doctor Langermann."

„5. Januar. In Grüningen nichts als Schmerzen."

„6. Januar. Nachmittags in Grüningen verloren ſich die Schmerzen."

„7. Januar. Nach Artern zurück."

„9. Januar. Früh nach Weißenfels. Brief von Cotta wegen Erasmus. Karl war da."

„16. Januar. Nach Merſeburg. Schlegel getroffen."

„1. März. Heute kam ich nach Grüningen und fand Sophien ſehr übel."

„9. März. Sophie ward tödtlich krank."

„10. März. Heute früh ſah ich ſie zum letzten Male. Ich fuhr nach Weißenfels zurück."

„15. März. Mein Verlobungstag."

„17. März. Heute kam Frank mit untröſtlichen Nachrichten zurück. Es war juſt ihr Geburtstag."

„19. März. Heute früh halb zehn Uhr iſt ſie geſtorben. Fünfzehn Jahre zwei Tage alt — geboren 1783."

„21. März. Mit einem Boten von Artern erhielt ich heute die Nachricht."

Friedrich an Frau von Thümmel.

„Weißenfels, 22. März 1797.

Es iſt für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß Sophie nicht mehr iſt. Nach unausſprechlichen Leiden, die ſie muſterhaft ertrug, endigte ſie den 19. März.

1783 den 17. März war ſie geboren, den 15. März 1796 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß ſie mein ſein wollte. Seit dem 7. November 1795 hat ſie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich ſie mit der feſteſten Ueberzeugung, ſie nicht wiederzuſehen. — Es war über meine Kräfte, die entſetzlichen Kämpfe der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängſtigungen des himmliſchen Geſchöpfs ohnmächtig mit anzuſehen. — Das Schickſal hab' ich niemals gefürchtet. — Erſt vor drei Wochen ſah ich es drohen. — Drei Jahre iſt ſie mein ſtündlicher Gedanke geweſen. — Sie allein hat mich an das Leben, an Sachſen, an meine Beſchäftigungen gefeſſelt. — Mit ihr bin ich von Allem getrennt, denn ich habe mich ſelbſt faſt nicht mehr."

Friedrich an Juſt.

„Weißenfels, 28. März 1797.

Gewiß habe ich zu ſehr an dieſem Leben gehangen, und da iſt freilich wohl ein gewaltſames Correctiv nöthig.

Für Sophie kann ich nicht klagen. Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunſch, ſie zu beſitzen, der zweite in meinem Gebet für ſie war; denn ihre Vervollkommnung, ſie ſelbſt lag mir am meiſten am Herzen.“

Friedrich an Juſt.

„Weißenfels, 29. März 1797.

Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdiſchen Glücks gelebt habe, ſo muß ich nunmehr ganz in der ächten Zukunft und im Glauben an Gott und Unſterblichkeit leben.

Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widerſprüchen der ſeitherigen Stunden erzählen wollte. Ich leugne nicht, daß ich mich vor einer entſetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieſer Seelenauszehrung fürchte. Die Anlage dazu iſt unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verſtand ſich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus ſeinen Beſitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den

verlorenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Uſurpator die Herrſchaft wiedergeben, der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Aber vielleicht rettet mich noch die unſichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir ſchlummerte. Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber.

Die Meinigen nehmen ſtillen, herzlichen Antheil, beſonders Karl und mein Vater. Der Letztere hat ſie aufrichtig beweint, die erſten Thränen ſeit vielen Jahren. Auch ihm hat ſolch ein Verluſt die Welt auf immer fremd gemacht!“

Drittes Kapitel.

Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?
Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weih'n.
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Der ſtille Schutzgeiſt meiner Dichtung ſein.
Novalis.

Friedrich von Hardenberg verſank nach Sophiens Tode in die tiefſte Schwermuth, — aber die Wellen, die ihm bis an die Seele gehen, ſollten ihn und ſeine Familie noch gewaltiger umbrauſen.

Der geliebteſte Bruder Friedrich's, Erasmus, der Einzige, der jetzt wohl fähig geweſen wäre, den Bruder aus den dunkeln Trauerbanden zu reißen, er war, wenige Tage vor Sophiens Tode, todtkrank in's Vaterhaus zurückgebracht worden. Seine Ankunft daſelbſt wirkte erſchütternd; denn als die Seinen ihn ſahen, war keine Illuſion über ſeinen Zuſtand mehr möglich.

Es war das erſte Kind, das die Eltern verloren; noch zweimal erlebten ſie es, daß ein Kind aus der Fremde zurückkehrte, um daheim zu ſterben; der Vater ſah neun, die Mutter ſogar zehn erwachſene Kinder vor ſich ſterben; ein einziger Sohn ſtand an ihrem Sterbebett und drückte ihr die müden Augen zu.

Doch das war ſpäter; jetzt im Jahre 1797 ahnen die armen Eltern noch nicht, welches Schwert durch ihre Bruſt gehen ſoll.

Wenn wir das letzte halbe Jahr vor Sophiens und Erasmus' Tode mit ſeinen Qualen, Sorgen und Arbeiten überſchauen, ſo iſt uns pſychologiſch Friedrich's geiſtiges Zuſammenbrechen völlig klar. Alle ſeine Geiſtes- und Gemüthskräfte waren auf's äußerſte angeſpannt; als Sophie ſtarb, trat an die Stelle dieſer Anſpannung gänzliche Ermattung, ja Apathie.

Sophie war nach und nach ganz der Mittelpunkt ſeiner Gedanken geworden; denn Hardenberg gehörte in hohem Grade zu den ringenden, in ihren kleinlichen Verhältniſſen unbefriedigten Geiſtern jener Zeit, die da träumten, in der Liebe und Ehe ein Glück zu finden, welches ihr Inneres völlig ausfüllen, jedes Verlangen für immer ſtillen würde.

Nun drohte Sophiens Verluſt; dazu traten die ſchon erwähnten peinlichen Verhältniſſe in ſeiner Familie; und wenngleich Friedrich es ungerecht fand, daß der Oheim den Vater gegen die Verlobung von neuem aufbrachte, ſo waren ihm doch die Gründe im

höchſten Grade qualvoll, denn leiſe, leiſe ſtimmte ſeine Vernunft zuweilen ein: wenn Sophie auch am Leben bliebe, würde ſie je geheilt werden?

Sein Herz, welches mit heißer Liebe und Leidenſchaft an ihr hing, litt entſetzlich unter dieſen zweifelnden Gedanken, um ſo mehr, als Sophie durch die Geduld und Sanftmuth, mit der ſie ihre ſchrecklichen Leiden ertrug, etwas faſt Ueberirdiſches empfing, das ſich in den durchſichtigen, vom Schmerz vergeiſtigten Zügen des ſchönen Geſichts ergreifend ausprägte.

Nun dazu Erasmus' Krankheit; — welche geiſtigen und Seelen-Kämpfe mögen da in Friedrich geherrſcht haben. Er ſucht ſich durch ſeine Philoſophie gegen Alles zu ſtählen — die Briefe an Erasmus bezeugen es —, aber es gelingt nicht; der Schmerz iſt ſtärker als alle Philoſophie. Er verläßt Sophiens Sterbebett, weil es über ſeine Kräfte iſt, eine Geliebte wie ſie in ſo ſchrecklichen Kämpfen zu ſehen; er verläßt auch Erasmus, als derſelbe nach Leiden, die einen furchtbaren Grad erreichen, im Sterben liegt.

Er ſchreibt von Tennſtedt aus am 13. April 1797:

„Von hier hätten Sie wohl keine Antwort erwartet. Ein ſehr trauriges Ereigniß hat mich von Hauſe hinweggetrieben, der nahe Tod meines Bruders Erasmus. Seine Krankheit ward erſt ſeit vierzehn Tagen tödtlich, und jetzt ruht er wahrſcheinlich ſchon von den Mühſeligkeiten ſeines Lebens aus. Sein Tod hat

weniger Eindruck auf mich gemacht, als er zu jeder andern Zeit gemacht haben würde. Die Bitterkeit ſeiner letzten Stunden war ſehr groß, und dieſe rührte mich am meiſten.

Dieſe Zeit iſt furchtbar geweſen; die Hoffnungen zweier blühender Familien ſind zerſtört.

Das Blüthenblatt iſt nun in die andere Welt hinüber gewebt, — der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenroths, das ihn zum friſchen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängſtlicher die Träume, deſto näher die erquickende Frühe. Ich ſehe ſie, den Engel meines Lebens, meine verewigte Sophie, bald, ſehr bald wieder."

Den Oſtermorgen feierte Friedrich an dem Grabe ſeiner Geliebten, und er kam ruhiger und heiterer von dort zurück. An demſelben Nachmittag empfing er die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders. Man hörte keine Klage, man ſah keine Thräne. Das Fortleben ſeiner Geliebten und die Wiedervereinigung mit ihnen waren die ihn beherrſchenden Gedanken. An ſeinen Bruder Karl ſchrieb er die ſchönen Worte: „Sei getroſt! Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes löſen ſich einzeln hier auf, um ihn dort ſchöner und inniger zuſammenzuſetzen."

Erasmus ſtarb am 14. April 1797.

Friedrich hoffte, ihm und Sophie bald zu folgen; ja es war sein stehender Gedanke, daß der Wunsch, die Erde zu verlassen, seinen Körper verzehren und so die Seele von allen irdischen Banden befreien würde. Er glaubte, daß dieser Sehnsucht, diesem festen Willen, zu sterben, sein Körper gewissermaßen nachgeben würde; er nennt dies „den Entschluß, den er fassen will, der seinen Tod als freies Opfer erscheinen lassen soll". An Selbstmord hat er dabei nicht gedacht. Er gab auch einst der Gouvernante Sophiens die Antwort: „Seien Sie ruhig, ich habe weder Dolch noch Gift; aber ich fühle es, daß ich bald sterbe."

Jean Paul hat seine Zeitgenossen nach dem Leben geschildert, besser als wir in unserer jetzigen realistischen Periode es verstehen können, als er in seiner „unsichtbaren Loge" den Immanuel wirklich an solcher Todessehnsucht sterben läßt, und damit diesen Zug wie eine Art Krankheit jener Zeit fixirt. Aber das wirkliche Leben ist anders als ein Roman und tritt an die Menschen mit Anforderungen heran, die solche krankhafte Geistesträumereien heilen. — In Friedrich's Tagebuche finden wir eine Stelle, welche augenscheinlich beweist, daß diese Todesgedanken aus der Muthlosigkeit entstanden, welche auch den kräftigsten Menschen nach schweren Verlusten, durch die Glück, Leben und Zukunft mit einem Schlage vernichtet erscheinen, ergreift.

Er schreibt Ende Mai 1797:

„Ich habe bemerkt, daß es offenbar meine Be-

ſtimmung iſt, ich ſoll hier nichts erreichen, ich ſoll mich in der Blüthe von allem trennen, erſt zuletzt das Beſte im Wohlgekannten kennen lernen. — So auch mich ſelbſt. — Ich lerne mich jetzt erſt kennen und genießen, — eben darum ſoll ich fort."

„Ich muß nun immer männlicher mit mir umgehen, nicht kindiſch zagen und weich thun. Ich darf bei meinem Entſchluß nicht zu vernünfteln anfangen. Jede Vorſpiegelung der Vernunft und des Herzens iſt ſchon Zweifel und Untreue. Mein Tod ſoll Beweis meines Gefühls für das Höchſte ſein; echte Aufopferung, nicht Flucht und Nothmittel."

Man ſieht, krankhaft iſt die ganze Stimmung; peinlich iſt's, wie Friedrich ſich ſelbſt den Puls dabei fühlt. Aber ſein Lebensbild tritt uns verzerrt entgegen, wenn man dieſe Gemüthskrankheit, dieſe Todesſehnſucht, die vorübergehen mußte und vorüberging, für den Grundzug in ſeinem Charakter gehalten hat. Veranlaſſung dazu giebt der kurze Lebensabriß, den Tieck von ihm entworfen hat.

Dem Menſchen wie dem Dichter iſt dadurch ein Unrecht geſchehen. In Hardenberg's ganzer Natur lag zwar ein tiefer Ernſt, aber keine Schwermuth; wenn ſie ſich zeigte, war ſie die Folge eines wirklichen Kummers, nicht eines melancholiſchen Naturells. Wenn man dieſe krankhafte Sehnſucht nach dem Tode als den Grundzug im Charakter eines Menſchen, der jung geſtorben iſt, ehe er zu ſeiner

vollen Entwickelung und Reife gediehen ist, hinstellt; wenn sich dann in seinen nachgelassenen Schriften Stellen finden, die oberflächlich angesehen die Wahrheit der Behauptung, „er sei einem Geisterseher gleich", zu bestätigen scheinen: so liegt der Schluß nahe, „der Mensch war ein Schwärmer!"

Aber *nur* der oberflächlichen Anschauung oder dem confessionell gefärbten Blick gehört dies Urtheil zu; wer tiefer sieht, wird erkennen, daß eine innere Umwandlung mit Hardenberg in dieser Zeit vorgegangen war, daß er von seiner *heidnischen* Sehnsucht nach dem Scheiden aus diesem Leben voller Kummer und Gram zu dem christlichen Glauben hindurchgedrungen, daß es ihm nach schweren Wehen klar geworden: „In und durch den Tod Jesu Christi ist der Tod für den Christen der Eingang zum Leben und zur Seligkeit geworden." In die dunkle Todesnacht leuchtete das Christenthum mit hellem Licht, es löste ihm die Räthsel seines Lebens und zeigte ihm die Welt der ewigen Gottesruhe, des wahren, seligen Daseins. Geheilt und frei trat er von neuem in die Welt. Aus dem tiefen Schmerz hatte sich der *Christ* und der *Dichter* losgerungen.

„Das erschütternde Weh, das sich über so viel Glück und Liebe, so hohe Gaben des Geistes, und so reiches Leben der Empfindung mit dunklem Schleier breitete, hatte eine edle Frucht gezeitigt. Während das tiefste Leid Friedrich's Herz zerriß, mußte er er-

fahren, daß Kunſt und geiſtiges Streben die blutenden Wunden einer armen Menſchenſeele nicht zu heilen vermögen. Da tauchte ihm aus der Tiefe ſeiner Kindheitserinnerung heller und heller eine Geſtalt auf. — — Und wie Verſchiedenes in ſeinem Geiſte durcheinanderwogte: der Schmerz ſeiner Seele zog ihn mächtiger und mächtiger zu dem Einen, den er „in wunderbarem Glanze als Heiland und Befreier" ſchaute, der „von Liebe nur bewegt, ſich in die Erde gelegt hat zum Grundſtein einer Gottesſtadt".

Zwiſchen Vater und Sohn war ein neues Verhältniß eingetreten. Beide glichen ſich nicht nur in ihrem tiefen leidenſchaftlichen Schmerz um ein geliebtes Weſen, ſondern auch die Wirkung des Schmerzes war bei ihnen die gleiche. Beide führte dieſer Verluſt zu Chriſto hin und gab ihren Seelen den tiefinnerlichen Grundton des Chriſtenthums. Aber die äußerlich hervortretenden Wirkungen waren verſchieden, und darum konnten ſie einander nicht verſtehen; dem Einen erſchien der Weg des Andern verkehrt und irrthümlich.

Während bei dem Vater die Erneuerung ſeines inneren Menſchen auch im Aeußerlichen den Methodiſten, den Herrnhuter ſpiegelte, war ſie in dem Sohne eine rein innerliche, die nur im Liede ſich ausſprach. Aber im Liede hat ſie fortgewirkt, frei von Sectenweſen, frei von confeſſioneller Beſchränktheit und

Färbung, in tiefſter, liebender Hingabe an Jeſum Chriſtum.

Bei dem Vater aber wie bei dem Sohne zeigt ſich jetzt eine Scheu, dieſen Punkt zu berühren. Ihr Verhältniß iſt von nun an ein freundliches, ſchonendes, Einer trägt den Andern. Allein es bleibt kühl und zurückhaltend; die Fragen, welche ihnen Beiden die wichtigſten ſind, beſprechen ſie nicht mehr. Der Vater betrachtet den Sohn mit einem gewiſſen ſchweigenden Kummer, weil er ihn nicht verſtehen kann.

Lange Jahre nach Friedrich's Tode deutet er dies der Mutter einmal an. „Geſtern machte mir die Lectüre von Novalis' Schriften manche unangenehme Empfindung, welche jedoch dadurch wieder in's Gleis kam, daß meine Hoffnung, ihn dort zu ſehen, dadurch befeſtigt wurde. Wie wird er ſich gewundert haben, wenn die Schuppen von ſeinen Augen gefallen ſind. Wir werden es Alle thun, da es in keines Menſchen Auge noch Ohr gekommen iſt, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieb haben. Allein, wer ohne Luftſchlöſſer, blos mit der ſüßen Erwartung zu ſeinem Herrn geht, ihn mit ſeinen Augen zu ſehen, und von ihm ſein glückliches Loos zu erhalten, dem wird ſeine Erwartung ohne Täuſchung erfüllt werden."

Sehr richtig bezeichnet der alte Freund Juſt die verſchiedene Stellung, welche Vater und Sohn zum

Chriſtenthum einnehmen, in einem Briefe an Friedrich, der mit dem demſelben vorangehenden hier folgt.

Friedrich an Juſt.

„Freiberg, 26. December 1798.

Wenn meine abgeriſſenen Gedanken Ihnen einige beſchäftigte Stunden gemacht haben, wenn ſie Ihnen geweſen ſind, was ſie mir waren und noch ſind, — Anfänge intereſſanter Gedankenfolgen, Texte zum Denken, ſo ſind meine Wünſche erfüllt. Viele ſind nur Spielmarken, und haben nur einen tranſitoriſchen Werth. Manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigſten Ueberzeugung aufzudrücken geſucht. Gern geſtehe ich, daß ich ſelbſt glaube, ſehr entfernt von Ihrer Weiſe die Religion zu betrachten und zu beurtheilen einen Weg eingeſchlagen zu haben, der Ihnen wunderſeltſam ſcheinen muß. Indeß wir ſind Freunde und werden Freunde ſein, und hierin ſtoßen unſere Religionen, beſſer unſere Theologieen, zuſammen. Wenn Freundſchaft, Liebe, Sittlichkeit, Thätigkeit das Reſultat von Beiden iſt, ſo müſſen wohl beide Schweſtern Glieder jener heiligen Familie von Religionen ſein, die, von jeher unter den Menſchen einheimiſch, die treueſte Pflege alles Guten und Schönen bewieſen, in ihrem Schooße Tugend und Liebe in den wildeſten Zeiten bewahrt, und Troſt und Hoffnung, Muth und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch ihren

Verſtand ſich Ihnen offenbart, da ein herzlicher Verſtand der Hauptzug in Ihrem Charakter iſt. Mir iſt ſie durch herzliche Phantaſie nahe gekommen — denn dies iſt vielleicht der hervorſtehendſte Zug meines eigenthümlichen Weſens. — Sollte ſich gerade in dem bedeutendſten Verhältniſſe unſere mannichfache Verſchiedenheit, der Grund unſerer ganzen menſchlichen Verfaſſung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die ſeit Jahrtauſenden unzählige Menſchen mit göttlichem Leben erfüllt, und Ihre ehrwürdigen Vorfahren ein langes Leben hindurch wie ein Palladium begleitet — einer Urkunde, die außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorſchriften und Beiſpiele, Geſchichten und Lehren enthält, die mit Allem übereinſtimmen, was die beſten und weiſeſten Menſchen, was unſer eigenes Gewiſſen mehr oder weniger klar als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es ſcheint ſich in ihr noch über alles dieſes eine unendliche Welt wie ein Himmel zu wölben, und eine entzückende Ausſicht in eine himmliſche Zukunft wunderthätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unſterblichkeit in die Hand — wie glücklich müſſen Sie ſich vorkommen, wenn Sie ſich überzeugt ſehen, an ihr eine überirdiſche Schrift, eine bleibende Offenbarung zu beſitzen, in dieſen Blättern gleichſam eine

leitende Hand aus einer höhern Sphäre festzuhalten! Ihre Theologie ist die Theologie des historisch-kritischen Verstandes; dieser sucht eine feste Grundlage, einen unumstößlichen Beweisgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein schon ein bestätigendes Wunder zu sein scheint, und für deren Glaubwürdigkeit alle historischen Beweismittel und Herz und Vernunft zugleich sprechen. — Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir selbst höheren Einflüssen nachzuspüren und mir einen eigenen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Weltreligion — das reinste Muster der Religion, als historischer Erscheinung überhaupt — und wahrhaftig also auch die vollkommenste Offenbarung zu sehen glaube; wenn mir aber eben aus diesem Standpunkt alle Theologieen auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zusammen jedoch in dem sonderbarsten Parallelism mit der Bildungsgeschichte der Menschheit zu stehen und in einer aufsteigenden Reihe sich friedlich zu ordnen dünken, so werden Sie das vorzüglichste Element meiner Existenz, die Phantasie, in der Bildung dieser Religionsansicht nicht verkennen."

Juſt an Friedrich.

„Tennſtädt, 20. Januar 1799.

Zuerſt Etwas über unſere beiderſeitigen Vorſtellungsarten in Religionsſachen. Meine erſte wahre Ueberzeugung von der chriſtlichen Religion war hiſtoriſch. Damals war mir noch Theologie und Religion Eins, und ich vermengte Orthodoxie und Chriſtenthum. Nach und nach erweiterte ſich mein Geſichtspunkt, ich lernte abſondern und ſcheiden. Im Praktiſchen vermiſchte ich wiederum Halbheit und Moralität und im Theoretiſchen Moral mit Religion. Ueber viele Punkte war ich Zweifler. So belebte ſich nach und nach mein Syſtem, nachdem ich die chriſtliche Religion nicht nur für hiſtoriſch glaubwürdig, ſondern auch darum für wahr und anbetungswürdig halte, weil ſie nach meiner Ueberzeugung der Würde Gottes, ſoweit wir davon urtheilen können, angemeſſen und ſo ganz auf die Hauptbedürfniſſe des Menſchen, Beruhigung und Beſſerung, berechnet iſt. In dem Sinne, in dem Kant die Exiſtenz Gottes aus dem Bedürfniß des Menſchen, ſie zu glauben, herleitet, leite ich auch die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus dem Bedürfniß der Menſchen, ſie zu glauben, her. Und darum finde ich auch die Lehre, daß Jeſus nach der Veranſtaltung Gottes durch ſeinen Tod dem Menſchengeſchlecht Vergebung der Sünden verſchafft hat, woran Jeder, der ſich nach

der Lehre Jesu ernstlich bessert, Antheil nehmen kann, für wahr, weil sie so ganz auf das Bedürfniß jedes Menschen paßt, mit der Moral in genauer, schwesterlicher Verbindung steht und der Würde des gerechtesten und gütigsten Wesens entspricht.

Ich habe jetzt Nathan den Weisen gelesen und so wenig ich die verborgenen Invectiven gegen das Christenthum, welches doch Lessing, der kluge Lessing, so offenbar mit dem Katholicismus vermengt, billige, so willig unterschreibe ich doch alle in dem Buche ausgesprochenen Grundsätze.

Sie, lieber Freund, Ihr Herr Vater und ich, wir gehen Alle nach Einem Ziele, aber auf verschiedenen Wegen. Daß wir auf verschiedenen Wegen gehen, wird dem Gott, der uns auf verschiedenen Wegen werden und existiren ließ, nicht mißfallen, wenn wir nur das Ziel genau im Auge behalten. — Sie und Ihr Herr Vater gehen auf dem Wege der Phantasie und des Herzens, nur daß dieser hierbei einem frommen Führer, Sie sich selbst zuerst folgen. Ich, wenn Sie wollen, gehe mehr auf dem Wege des Verstandes. Allein ich muß Ihnen sagen, daß dieser zwar in manchem Betracht sicherer, aber auch in manchem gefährlicher ist, weil das Herz so leicht doch kalt bleibt und weil man sich so leicht dabei schmeichelt, Religion zu haben, während man sie

doch blos kennt. Und ich schätze Diejenigen für glücklich, bei denen Religion mehr Bedürfniß des Herzens, als Gegenstand des Verstandes ist, weil sie bei Allen mehr Sache des Lebens, der That wird, wennschon sie durch einige Auswüchse entstellt sein sollte. Sonst scheinen Sie mir immer in der Religion zu sehr auf's ästhetisch Schöne zu rechnen, und ich glaube auch einige Spuren davon in Ihren Schriften entdeckt zu haben. Nach und nach werden Sie es aber auch Sich selbst eingestehen, daß die ästhetische Schönheit nur Nebensache ist, welches uns aber auch die christliche Religion empfehlenswerth machen kann."

Dieser Brief erwähnt „Schriften Friedrich's". Was waren dies für Schriften? Es wird am Platze sein, nachdem wir der Entwicklung des Dichters bis hierher gefolgt sind, daß wir nun auch seine Stimme hören, welche uns so glockenreine Lieder sang, daß ihr Klang nie verstummen wird. Dreiviertel Jahrhunderte sind seitdem verflossen; eine neue Welt ist entstanden, welche von der, in welcher Hardenberg lebte, durch eine fast unübersteigliche Kluft im Denken und Streben geschieden zu sein scheint; aber hell und klar tönen jene Lieder zu uns herüber; aus tiefstem Herzen entsprungen, werden sie zum Herzen gehen, so lange es eben noch Herzen giebt, welche für Höheres schlagen.

Schon vor langer Zeit, als Sophie in Jena krank

lag, ja noch früher, war Hardenberg zu den Heroen der Dichterwelt in genaue Beziehung getreten.

Zuerſt wurde er, wie ſchon berichtet, von Schiller angezogen. Dann verehrt er Goethe, der ihm „als der Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden" erſcheint. Eine ſchwärmeriſche Freundſchaft verknüpfte ihn mit den Brüdern Schlegel und mit Tieck, welchem Letzteren er zuruft: „Deine Bekanntſchaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an; noch hat mich keiner ſo leiſe und ſo überall angeregt wie Du. Du nimmſt an Allem Theil und breiteſt Dich leicht wie ein Duft über alle Gegenſtände." —

Nach Sophiens Tode gewährte der alte Hardenberg ſeinem Sohne völlige Freiheit. Er durfte ſeine Freunde und Bekannten Tage ja Wochen lang in ſein väterliches Haus bringen, und es entwickelte ſich nun ein reger Verkehr Friedrich's mit vielen bedeutenden Männern.

Es war damals einerſeits in der Poeſie durch Iffland und Kotzebue viel Triviales, Plattes, ja Gemeines zur Geltung gebracht, andererſeits ein weinerlichgeſuchter Ton, eine ſentimentale Auffaſſung der Natur, die doch aller Tiefe ermangelte, in Aufnahme gekommen. In der Reaktion hiegegen bildete ſich ein neuer Dichterkreis, der unter dem Namen der „romantiſchen Schule" bekannt iſt. Dieſe Romantiker ſuchten in die geheimſten Tiefen der Natur ein-

zudringen und ſympathiſches Mitgefühl mit derſelben zu wecken. Und gerade in dieſer Zeit kam ihnen nun die Schelling'ſche Naturphiloſophie zu Hülfe, die die Natur als ein ſelbſtlebendes Weſen auffaßt und in ihr einen freilich ſchlummernden, aber doch geheimnißvoll wirkenden Geiſt ahnen lehrt.

Dazu kam ferner die politiſche Lage Deutſchlands. Unter dem Drucke der Zerriſſenheit ſeufzend, verſenkte man ſich gern in die ehemalige Herrlichkeit des deutſchen Volks, in die Poeſie des Mittelalters. Aber man überſetzte dieſelbe nicht in die Sprache der Gegenwart, wurde daher vom Volke, welches nicht in der Vergangenheit, ſondern in der Gegenwart lebt, nicht verſtanden.

Dieſer Entſtehung entſprachen die Charaktere der meiſten der ſog. Romantiker. Hardenberg, Tieck, die beiden Schlegel, Arnim, von Kleiſt, Brentano — alle waren wirklich poetiſche Individualitäten, wirklich dichteriſch organiſirte Menſchen, edle Naturen, die tiefere Bedürfniſſe fühlten, als die meiſten ihrer Zeitgenoſſen. Begeiſtert für das Schöne, fühlten ſie die Kraft in ſich, auf dem Gebiete der Poeſie gegen alle Flachheit zu kämpfen; ſie kehrten ſich mit Widerwillen ab von aller Vornirtheit im ſocialen Leben, und kehrten dem ſteifen Philiſterthum gern den Rücken.

Ein großer Theil von ihnen aber glaubte irrthümlicherweiſe in dem Aberglauben und Wunderglauben eine Schranke des Unglaubens zu finden, und ver-

kannte den neugestaltenden Ernst des Christenthums, weil sie sich oft an seiner ästhetischen Schöne genügen ließen.

In den wenigen Jahren, die Hardenberg noch auf dieser Erde vergönnt waren, schrieb er zuerst theilweise die „Fragmente", die im Athenäum erschienen; dann die „Hymnen an die Nacht", in denen er vom lauten Tag zur schweigenden Nacht sich wendet, um über Liebe, Tod und Erlösung zu sinnen und die tiefsten Melodien seines Geistes zu entfesseln. Später folgte „Blüthenstaub", „der Lehrling zu Saïs", „Geistliche Lieder" und der unvollendet gebliebene Roman „Heinrich von Ofterdingen".

Unter seinem eigenen Namen wollte Hardenberg nicht in die Oeffentlichkeit treten. Nach einer Seitenlinie seines Geschlechts, die im 16. Jahrhundert als de Novali vorkommt, nannte er sich Novalis; unter diesem Namen ist er Tausenden bekannt, und auch wir wollen ihn in diesen Blättern von nun an so nennen.

Novalis legte wenig Werth auf die Veröffentlichung seiner Manuscripte; gewöhnlich mußten ihn die Freunde dazu überreden. „Schriftstellern", sagte er, „ist ein Nebenzweck, Bildungsmittel; Hauptsache das praktische Leben. Man muß zur vollendeten Bildung manche Stufen übersteigen. Hofmeister, Professor, Handwerker, so gut wie Schriftsteller sollte man gewesen sein."

Was hat Novalis als Schriftsteller, als Dichter geleistet?

„Wer in den Lehrjahren ſtirbt, von dem läßt ſich nur forſchen und ahnen, was er in den Jahren des Meiſters geleiſtet haben würde.“

„Schade*), daß dieſer wahrhaft poetiſche Geiſt in ſeinen eigenen Tiefen ſich verlor und das reiche Leben, das in ihm wogte, zu keinem Ganzen heraus-zuarbeiten vermochte. Und doch finden ſich bei ihm die Andeutungen zu einer aus tiefſter Anſchauung conſtruirten Totalität; aber mit dem Aufbau, deſſen koſtbare Trümmer in ſeinen Schriften zerſtreut liegen, wurde er nicht fertig.

Am deutlichſten zeigt ſich dies in ſeinem Roman ‚Heinrich von Ofterdingen‘, deſſen hiſtoriſchen Stoff er in der Bibliothek des Herrn von Funk zu Artern fand. — In dieſem wollte er, mit dem Geiſt der Poeſie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wiſſenſchaften und Verhältniſſe durchſchreitend, die Welt erobern und eine Apotheoſe der Poeſie liefern, kurz hier ſollte Poeſie und Leben als Eins, und Natur und Leben durch die Poeſie verklärt erſcheinen. Und wirklich, die Anlage dieſer Dichtung war großartig genug, aber die Ausführung zeigte nur zu ſehr, daß es ihm an Kraft gebrach, dieſes vielfadige Gewebe von Anſchau-ungen plaſtiſch zu geſtalten, denn, obgleich der Roman noch nicht vollendet iſt, ſo verliert er ſich doch ſchon

*) Wir folgen in dieſen Worten dem Urtheil von zwei bedeutenden Literarhiſtorikern.

in bloße Träumerei und Myſtification, und die ‚blaue Blume der Poeſie‘, die darin ihr Weſen treibt, kommt nie recht zum Vorſchein. So iſt denn dieſes Werk, deſſen Grundanſicht die iſt, daß alles im alltäglichen Leben ein Wunder ſei, und deſſen innerſte Seele reine Myſtik iſt, kein wahrhaftes Kunſtwerk. Es fehlt zu ſehr an Thatſächlichem, an Handlung und Charakterzeichnung, und das Ganze iſt ſo überfüllt mit Reflexionen über allerlei Gegenſtände, wie Poeſie, Phyſik, Kaufmannſchaft und Bergbau, daß es nur particenweiſe anſprechen kann. Einzelne Stücke aber, wie z. B. die Zwiegeſpräche Heinrich's mit Mathilde, über welchen der ganze Zauber reiner jugendlicher Liebe liegt, ſind Perlen der Poeſie, die an die Keuſchheit und Zartheit der alten Minnepoeſie erinnern.“

Aber noch ein Anderes tritt aus dieſem Buche dem entgegen, der nach dem Dichter, nicht bloß nach der Dichtung fragt. Es iſt unverkennbar, daß Novalis hier ſeine eigene Liebe zu Sophie zeichnet; aber indem er dieß thut, ſtreift er das Schwere, Irdiſche jener Lebenszeit von ſich, und läßt das Erlebte als Dichtung aus ſich heraustreten. Während er daran arbeitet, bezeugen ſeine Briefe, welch' eine Freude, welch ein Genuß für ihn in dieſem Schaffen lag. Zeugniß davon giebt das äußerſt gelungene Weinlied, das nebſt vielen andern ſchönen Liedern dem Heinrich von Oſterdingen eingefügt worden iſt, und welches hier mitzutheilen wir uns nicht verſagen können.

„Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner ſeiner Kammer
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang' er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwund'ner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſeh'n.
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihm fleh'n.

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er in Kryſtallgewand;
Verſchwieg'ner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger, hocherfreut,
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er ſpritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schaalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der gold'nen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunk'nen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es Keine ihm darf wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund."

Außer dem Heinrich von Ofterdingen ſind von Novalis „Fragmente" vorhanden. Das Meiſte, was bei ſeinem Leben veröffentlicht wurde, nennt er ſelbſt ſo. „Als Fragment", ſagt er, „iſt das Unvollkommene noch am erträglichſten. Wer im Ganzen nicht fertig iſt und doch einige merkwürdige Anſichten hat, ſoll dieſe Form wählen." Und von Heinrich von Ofterdingen ſagt er auch einmal: „er iſt noch zu grell, zu hart, die Mitteltinten fehlen".

In den „Lehrlingen von Saïs" hat Novalis einen geiſtvollen Anfang gemacht, die Entwickelung der

Phyſik zu ſchildern. Aber auch dieſe Arbeit iſt ein Bruchſtück geblieben.

Für ſein gelungenſtes Werk erklärte Novalis ſelbſt die ſchon vorhin erwähnten „Hymnen an die Nacht“. Aus ihnen ſpricht er ſelbſt mit ſeinem urſprünglichen innerſten Weſen; ſie ſind wunderbar ergreifend und geben Zeugniß davon, wie ſein tiefſtes Leid von überirdiſchem Glanz durchleuchtet war. Nach außen aber hat ein anderes Werk von ihm die größte Wirkung gehabt, hat ihm tauſend warme Freunde erworben und den Namen Novalis unſterblich gemacht. Es ſind dies ſeine „Geiſtlichen Lieder“, von denen etliche in Geſangbücher übergegangen ſind und noch heute vielfach geſungen werden, ja Lieblingslieder des chriſtlichen Volks geworden ſind. Wir erinnern hier nur an die Geſänge: „Wenn ich Ihn nur habe“, „Wenn alle untreu werden“, „Was wär' ich ohne Dich geweſen“, „Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer“, „Ich weiß nicht was ich ſuchen könnte“ u. ſ. w.

Es ſei erlaubt, über dieſe „Geiſtlichen Lieder“ die Urtheile zweier Literarhiſtoriker anzuführen.

„Dieſe Lieder“, ſagt der eine, „die nach Novalis' eigener Ausſage nur einzelne Bruchſtücke eines Geſangbuches ſind, das er mit Tieck gemeinſchaftlich bearbeiten wollte, haben in der Geſchichte des evangeliſch-geiſtlichen Liedes eine ganz neue Epoche begründet. In einer Zeit, wo das geiſtliche Lied zum Träger der flachſten Moral entwürdigt war und demnach jeden Zuſammen-

hang mit der Poeſie verloren hatte, mußte ja auch die Erſcheinung eines ſo tiefſinnigen, liebevollen, mit aller Sehnſucht hingegebenen Gemüths wohl den Born einer tieferen chriſtlichen Empfindung wieder öffnen.“

Und Heinrich Kurz ſagt: „Es ſind vorzüglich Novalis' geiſtliche Lieder, in denen ſich ſein eigenthümliches Talent auf das ſchönſte entfaltet, und durch die er auch auf die Entwicklung der Literatur einflußreich geworden iſt. In dieſen Liedern ſpricht ſich die chriſtliche Anſchauung in der reinſten und würdigſten Weiſe aus; denn wenn ihr auch eine tief myſtiſche Auffaſſung zum Grunde liegt, ſo iſt dieſe doch von ſpecieller Geſtaltung, wie ſie eine beſondere kirchliche Anſicht geben mag, weit entfernt; und wenn in den geiſtlichen Liedern anderer Romantiker, vornehmlich Schlegel's, das katholiſirende Element überall durchbricht, ſo daß ſie eben auch nur für Katholiken gedichtet ſind und ſelbſt nur ſolche erfreuen können, welche in der vollſten Entwicklung des Papſtthums die einzig wahre Gemeinſchaft der Gläubigen erkennen, andere dagegen, welche Rom von der Kirche unterſcheiden, mehr oder weniger abſtoßen müſſen: ſo ſind dagegen Hardenberg's geiſtliche Lieder ſo allgemein chriſtlicher Natur, daß ſie für alle Confeſſionen gleich angemeſſen ſind und wir in ihnen die Töne wieder vernehmen, welche uns aus den Hymnen der älteren Kirche ſo mächtig anſprechen, denen ſie auch wegen ihrer einfachen und doch höchſt

poetiſchen Darſtellung an die Seite geſetzt werden können."

Eines dieſer geiſtlichen Lieder theilen wir hier mit; es giebt uns zugleich einen Blick in Novalis' inneres Leben.

„Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu:
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für mich geſtorben ſei.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm geſtochen,
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunſch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich ſo im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angſt und Wahn.
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein gehoben
Und mein Inn're aufgethan.

Wen ich ſah und wen an ſeiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dies nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen ſteh'n."

Schleiermacher hat nach dem Hinſcheiden des Dichters von ihm geſagt: „Nur ſchweigend — denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte — will ich euch hinweiſen auf den zu früh entſchlafenen Jüngling, dem alles Kunſt ward, was ſein Geiſt berührte, ſeine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr, obwohl er kaum mehr als die erſten Laute wirklich ausgeſprochen hat, den reichſten Dichtern beigeſellen müßt, jenen ſeltenen, die ebenſo tiefſinnig ſind, als klar und lebendig. An ihm ſchauet die Kraft der Begeiſterung und der Beſonnenheit eines frommen Gemüthes, und bekennet, wenn die Philoſophen werden religiös ſein und Gott ſuchen wie Spinoza, und die Künſtler fromm ſein und Chriſtum lieben wie Novalis, dann wird die große Auferſtehung gefeiert werden für beide Welten.“ (Die Welt der Kunſt und die der Wiſſenſchaft.)

Novalis ſelbſt ſchreibt über ſeine dichteriſche Thätigkeit an ſeinen Freund Juſt:

„Die Schriftſtellerei iſt eine Nebenſache. Sie beurtheilen mich billig mehr nach der Hauptſache, dem praktiſchen Leben. Wenn ich gut, nützlich, thätig, liebevoll und treu bin, ſo laſſen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz paſſiren. Schriften unberühmter Menſchen ſind unſchädlich, denn ſie werden wenig geleſen und bald vergeſſen. Ich behandle meine Schriftſtellerei nur als Bildungsmittel. Ich lerne etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten, — das iſt

alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen."

Wir lassen nun einige Briefe von Novalis an seine Freunde A. W. und F. Schlegel, an Caroline Schlegel, an Just und einen Brief Just's an Novalis folgen, welche einen interessanten Blick in das literarische Leben des Letzteren thun lassen. (Die ersteren sind durch die Güte des Herrn Prof. und Malers Phil. Veit der Familie des Dichters mitgetheilt.)

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Wiederstedt, 15. Juni 1797.

Ich glaube überzeugt zu sein, daß Du berufen bist, in der Philosophie die ehrenvollste Stelle des endlichen Vermittlers zu spielen. Deine Hefte spuken gewaltig in meinem Innern, und so wenig ich mit den einzelnen Gedanken fertig werden kann, so innig vereinige ich mich mit der Ansicht des Ganzen und errathe einen Ueberfluß des Guten und Wahren. Willst Du mich nennen, so ist es mir lieb, in dieser großen Angelegenheit mit genannt zu werden. — Vielleicht liefere ich Dir ein Beiwort zu meinem Namen, indeß und wenn Gott will auch eine specielle Veranlassung dazu."

An August Wilhelm Schlegel.

„Weißenfels, 30. November 1797.

Der Recenſent Ihres Shakeſpeare iſt ein gutmeinender Menſch. Seine Recenſion iſt aber wahrhaftig keine Poeſie. Was hätte ſich nicht über Ihren Shakeſpeare beſonders in Beziehung auf das Ganze ſagen laſſen? Er iſt unter den Ueberſetzungen, was Wilhelm Meiſter unter den Romanen iſt. Giebt es denn ſchon eine ähnliche? So lange wir Deutſchen überſetzen, ſo national dieſer Hang des Ueberſetzens iſt, indem es faſt keinen deutſchen Schriftſteller von Bedeutung giebt, der nicht überſetzt hätte, und wahrlich darauf ſich ſo viel einbildet, als auf Originalwerke, ſo ſcheint man doch über Nichts unbelehrter zu ſein, als über das Ueberſetzen. Bei uns kann es zur Wiſſenſchaft und zur Kunſt werden. Ihr Shakeſpeare iſt ein trefflicher Canon für den wiſſenſchaftlichen Beobachter. Außer den Römern ſind wir die einzige Nation, die den Trieb des Ueberſetzens ſo unwiderſtehlich gefühlt, und ihm ſo unendlich viel Bildung ſchuldig ſind. Daher manche Aehnlichkeit unſerer und der ſpätrömiſchen literariſchen Cultur. Dieſer Trieb iſt eine Indication des ſehr hohen, urſprünglichen Charakters des deutſchen Volkes. Deutſchheit iſt Kosmopolitismus mit der kräftigſten Individualität gemiſcht. Nur für uns ſind Ueberſetzungen Erweiterungen geweſen. Es gehört poetiſche Moralität, Aufopferung

der Neigung dazu, um ſich einer wahren Ueberſetzung zu unterziehen. Man überſetzt aus ächter Liebe zum Schönen und zur vaterländiſchen Literatur. Ueberſetzen iſt ſo gut dichten, als eigene Werke zu Stande zu bringen — und ſchwerer, ſeltener.

Am Ende iſt alle Poeſie Ueberſetzung. Ich bin überzeugt, daß der deutſche Shakeſpeare jetzt beſſer als der engliſche iſt. Auf den Hamlet freue ich mich wie ein Kind. Ich möchte wiſſen, ob ich Recht oder Unrecht hätte. Sind nicht Hamlet und Elektra Pendante? Meinem Gefühl nach ſcheidet ſich griechiſche und moderne Poeſie hier äußerſt anſchaulich. Sie müſſen wiſſen, ich habe zeither Sophokles und Shakeſpeare, beide in den ſchlechten Ueberſetzungen, wechſelsweiſe geleſen.

An Auguſt Wilhelm Schlegel.

Siebeneichen bei Meißen, 25. December 1797.

Auf Ihren lieben Brief hat zum Glück ſchon ein älterer Brief mit der Beilage des Hemſterhuis geantwortet. Die Executorialien waren mir ſehr angenehm, weil ich daraus die Gewißheit eines Unternehmens erſehe, von dem ich mir ſehr viel verſpreche. Meiner Theilnahme daran, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen und können, ſeien Sie verſichert. Nur muß ich noch einige Friſten mir ausbitten. Ich bin in der That jetzt in köſtlichen Unterſuchungen begriffen — aber nur noch einige Zeit — Oſtern ſoll Ihr Bruder

manches bekommen. Meiſter'n hab' ich jetzt ganz bei Seite geſetzt — dieſe Aufgabe iſt ſo gemiſcht, daß ich ohne eine Menge Vorarbeiten nicht eine Zeile von mir gelten laſſen kann; dieſer Gegenſtand wird überdem von Friedrich Schlegel ganz erſchöpft. Die erſten Stücke Ihres Blattes werden ſo üppig genug ſein; an Stoff denk' ich, wird's nicht fehlen, eher an Platz. Wird es auch ſo mannichfach, daß die eigentlichen Gegenſtände meiner Beſchäftigung dahin paſſen?

Auf das Gedicht über Hermann und Dorothea in der Lit.-Zeitung bin ich ſehr begierig. Heil Ihnen, daß Sie Mahadeh ſo nahe ſind. In Freiberg iſt hierin alles leer und kahl — kein fortſtrebender Kopf. Indeß ſoll mich Briefwechſel ſchadlos halten. Mit Schelling bin ich ſehr Freund geworden. Wir haben einige köſtliche Stunden ſymphiloſophirt. Er iſt in der That ein äußerſt hoffnungsvoller Menſch, — allempfänglich.

An Friedrich Schlegel.

„Siebeneichen, 26. December 1797.

Die Antwort auf Deinen lieben herzlichen Brief kommt etwas ſpät. Seit Michaelis habe ich reiſen wollen, und habe daher alle Briefe bis zur ruhigen Zeit meines Freiberger Aufenthalts verſpart. Erſt den 1. December bin ich von Weißenfels abgereiſt. Bis dahin war ich in Artern und Rösen. In Artern lebte ich mit Funk und Thielemann ſehr angenehm.

Dann reiſte ich durch Thüringen über Jena nach Weißenfels, und da blieb ich noch etliche Wochen.

Deine Fragmente hatte ich nebſt Leſſing ſchon geleſen. Leſſing hat mir unter allen Deinen epigrammatiſchen Dithyramben am beſten gefallen. Du biſt da an den fruchtbarſten Gegenſtand für Dich gekommen. Er iſt für Dich, was Laudanum für Brown iſt — eine Art von Univerſalmedicin. Deine Fragmente ſind durchaus neu, echte revolutionäre Affichen. Manche haben mir bis in's Mark gefallen.

Euer Journal iſt lang von mir erwartet. Meine Theilnahme verſprach ich Euch mit Freuden. Aber noch Geduld bis Oſtern. Du ſollſt dann das von mir in Händen haben, was ich zu machen im Stande bin. Es ſind Bruchſtücke des fortlaufenden Selbſtgeſpräches in mir — Senker. Du kannſt ſie dann behandeln, wie Du willſt. Revolutionären Inhalts ſcheinen ſie mir hinlänglich. Freilich bin ich noch jetzt ſehr in Verübungen begriffen. Beweiſe bleibe ich ſchuldig. Mancherlei iſt mir ſeit drei Monaten durch den Kopf gegangen. Erſt Poeſie — dann Politik, dann Phyſik en masse. In der Poeſie glaub' ich feſten Fuß gefaßt zu haben, denn es ſcheint mir, als ſei ich überall auf Deine Entdeckungen geſtoßen. In der Politik glaub' ich nicht ohne Grund au fait zu ſein — Allen, denen ich noch davon geſagt — hat die Wahrheit meiner Sätze einzuleuchten geſchienen. In der Phyſik bin ich noch in der Gährung. Haupt-

ideen glaube ich gefaßt zu haben — aber hier will ich gleich praktisch auftreten. Zu einem Tractat vom Lichte ist vieles fertig. Das Licht wird nur der Mittelpunkt, von dem aus ich mich in mancherlei Richtungen zerstreue.

Die Philosophie verstehe ich immer besser, je tiefer ich in die übrigen Wissenschaften eindringe. Ich lebe jetzt wirklich recht schön, heiter, unaufhörlich beschäftigt und ganz meiner Disposition unterworfen.

Schelling habe ich kennen gelernt. Wir sind schnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechsel eingeladen. Dieser Tage werde ich auch an ihn schreiben. Er hat mir sehr gefallen, ächte Universaltendenz in ihm — wahre Strahlenkraft — von Einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus. Er scheint viel poetischen Sinn zu haben. Jetzt ist er über den Alten.

Dein Bruder hat mir geschrieben, daß die Kritik von Hermann und Dorothea fertig ist. Ich bin unbeschreiblich gespannt. Hermann und Dorothea ist für mich erstaunlich viel. Ich habe mir noch nicht gestattet, ein Urtheil darüber zu fällen, und noch kann ich auch kein Gedicht machen."

An August Wilhelm Schlegel.

„Freiberg, 12. Januar 1798.

Ihre vortreffliche Schwester habe ich bei meinem Aufenthalt in Dresden noch gesehen. Wir haben von Ihnen gesprochen, und wie erfreute mich die Nachricht,

die ſie mir mittheilte von Ihrem beſchloſſenen Aufenthalt in Dresden. Es ſoll mir unbeſchreiblich lieb ſein, Sie ſo nah zu wiſſen und Sie Alle in ſo ſeelenvoller Vertraulichkeit zu genießen. Meine Entfernung von einem ſo bildenden Umgang wie dem Ihrigen fühle ich ſehr lebhaft. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich neulich bei der Lectüre Ihrer Philoſophie Hermann und Dorothea bei Ihnen hätte ſein können. Sie hat meinen Genuß dieſes ſchönen Gedichts erhöht. In dieſem hohen Geiſt, womit Sie es umgeben, leuchtet es mit zehnfachem Lichte und ſcheidet ſich in den ſchönſten Umriſſen von allem, was es umgiebt.

Einige Stellen haben mich vorzüglich belebt: „Beſonnenheit iſt die frühſte Muſe des nach Bildung ſtrebenden Menſchen" ꝛc. Ein treffender Lichtſtrahl auf die früheſte Poeſie!

Das Geheimniß der ſchönen Entfaltung iſt ein weſentlicher Beſtandtheil des poetiſchen Geiſtes überhaupt, und dürfte im lyriſchen und dramatiſchen Gedicht wohl auch eine Hauptrolle ſpielen, freilich modificirt durch den verſchiedenen Inhalt, aber ebenfalls ſichtbar als beſonnenes Anſchauen und Schildern zugleich. Zweifache Thätigkeit, des Schaffens und Begreifens, vereinigt in Einem Moment — eine Wechſelvollendung des Bildes und des Begriffes, ein vereinigtes Hinein- und Herauswirken, wodurch in einem Nu der Gegenſtand und ſein Begriff fertig wird.

Ich habe nicht geglaubt, Sie falſch zu verſtehen, wenn ich Ihre Bemerkung über die Liebe ſo nahm, daß Sie die Liebe nicht für einen directen Zweck, wohl aber für einen indirecten Zweck anſehen. Man verfehlt die Natur der Liebe ganz, wenn man geradezu ſich Liebe zur einzigen Beſchäftigung wählt; — aber wie, wenn alle directen Zwecke gleichſam Mittel für dieſen indirecten Zweck werden, der ſie alle in einen Punkt vereinigt, der die höhere Einheit aller dieſer niederen Einheiten iſt? Wenn man die Summe aller directen Zwecke Bildung nennt, ſo könnte man ſagen, der Geiſt dieſer Geſammtheit, der Schlüſſel der Bildung, der Sinn dieſes großen Gegenſtandes iſt Liebe.

Ohne Gegenſtand kein Geiſt — ohne Bildung keine Liebe. Bildung iſt gleichſam der feſte Punkt, durch welchen dieſe geiſtige Anziehungskraft ſich offenbart, das nothwendige Organ derſelben. Es iſt wie mit der Glückſeligkeit. Es iſt eigentlich Unſinn mit dem ſogenannten Eudämonismus. Aber wahrlich bedauernswerth, daß man je ſich auf ernſthafte Widerlegungen davon eingelaſſen. In der That iſt es keinem nachdenkenden Menſchen in den Sinn gekommen, ein ſo flüchtiges Weſen, wie Glückſeligkeit, zum höchſten Zweck, gleichſam als zum erſten Träger des geiſtigen Univerſums zu machen. Ebenſo könnte man ſagen, daß die Weltkörper auf Aether und Licht ruheten. Wo ein feſter Punkt iſt, da ſammelt ſich Aether und Licht von ſelber und beginnt ſeinen himmliſchen Reigen.

Wo Pflicht und Tugend — Analoga jener feſten Punkte —, da wird jenes flüchtige Weſen von ſelbſt ein- und ausſtrömen und jene kalten Regionen mit belebender Atmoſphäre umgeben. Wer alſo nicht jene zu fixiren ſucht, der wird dieſer umſonſt durch alle Räume nachfolgen, ohne ſie je erreichen, ohne ſie je ſammeln und feſthalten zu können.

Eine höchſt fruchtbare Aeußerung dünkt mir die zu Ende über den Rhythmus der Erzählung. Sie ſcheinen zu glauben, daß er ſich zum epiſchen, wie der oratoriſche zum Sylbenmaß verhalte. Wenn man ſich nun die Sache ſo dächte: Wenn ſich die Proſa erweitern will und der Poeſie auf ihre Weiſe nachahmen, ſo muß ſie ſich, ſobald ſie ihre gewöhnlichen Gegenſtände verläßt und ſich über das Bedürfniß erhebt, auch die Sitten dieſer höheren Welt annehmen und ſich zu einer ihr ungewohnten Eleganz bequemen. Dennoch bleibt ſie Proſa — und alſo auf einen beſtimmten Zweck gerichtet, beſchränkte Rede — Mittel. Sie nimmt nur Zierrathen an, und läßt ſich einen gewiſſen Zwang des Wohllauts in der Stellung der Wörter und in der Abwechſelung und Bildung der Sätze gefallen. Sie tritt reich geſchmückt und mit Ueberfluß auf — und das höhere Feuer, das ſie durchdringt, verräth ſich durch die fließende Cohäſion ihrer Glieder — ſie iſt ein Strom.

Anders die Poeſie — ſie iſt von Natur flüſſig, allbildſam und unbeſchränkt. Jeder Reiz bewegt ſie nach

allen Seiten; ſie iſt Element des Geiſtes, ein ewig ſtilles Meer, das ſich nur auf der Oberfläche in tauſend willkürlichen Wellen bricht. Wenn die Poeſie ſich erweitern will, ſo kann ſie es nur, indem ſie ſich beſchränkt, indem ſie ſich zuſammenzieht, ihren Feuerſtoff gleichſam fahren läßt und gerinnt. Sie erhält einen proſaiſchen Schein; ihre Beſtandtheile ſtehen in keiner ſo innigen Gemeinſchaft, mithin nicht unter ſo ſtrengen rhythmiſchen Geſetzen. Sie wird fähiger zur Darſtellung des Beſchränkten. Aber ſie bleibt Poeſie, mithin den weſentlichen Geſetzen ihrer Natur getreu. Sie wird gleichſam ein organiſches Weſen, deſſen ganzer Bau ſeine Entſtehung aus dem Flüſſigen, ſeine urſprünglich elaſtiſche Natur, ſeine Unbeſchränktheit, ſeine Allfähigkeit verräth. Nur die Miſchung ihrer Glieder iſt regellos; die Ordnung derſelben, ihr Verhältniß zum Ganzen, iſt noch daſſelbe. Ein jeder Reiz verbreitet ſich darin nach allen Seiten. Auch hier bewegen ſich nur die Glieder, um das ewig ruhende Eine Ganze. Wir nehmen das Leben — oder den Zuſtand des Geiſtes, dieſe unbewegliche Einheit und das Maß aller Bewegungen — nur mittelſt der Bewegungen der Glieder wahr. So erblickt man die Vernunft nur durch das Medium der Sinne. Je einfacher, gleichförmiger, ruhiger auch hier die Bewegungen der Sätze, je übereinſtimmender ihre Miſchungen im Ganzen ſind — je lockerer der Zuſammenhang, je durchſichtiger und farbloſer der

Ausdruck, — deſto vollkommener dieſe im Gegenſatz zu der geſchmückten Proſa nachläſſige, von den Gegenſtänden abhängig ſcheinende Poeſie.

Die Poeſie ſcheint von der Strenge ihrer Forderungen hier nachzulaſſen, williger und gefügiger zu werden. Aber dem, der den Verſuch mit der Poeſie in dieſer Form wagt, wird es bald offenbar werden, wie ſchwer ſie in dieſer Geſtalt vollkommen zu realiſiren iſt. Dieſe erweiterte Poeſie iſt gerade das höchſte Problem des poetiſchen Dichters, — ein Problem, das nur durch Annäherung gelöſt werden kann, und eigentlich zu der höheren Poeſie gehört, deren Grundſätze ſich zu der niedern verhalten wie die Grundſätze der höheren Meßkunde zu denen der niederen. Hier iſt noch ein unermeßliches Feld, ein im eigentlichſten Sinne unendliches Gebiet. Man könnte jene höhere Poeſie eine Poeſie des Unendlichen nennen.

Es ſcheint mir auch, als ließe ſich ein epiſtolariſcher und dialogiſcher Rhythmus — in dem Verhältniß zu dem lyriſchen und dramatiſchen, wie der romantiſche Rhythmus zu dem epiſchen — recht gut denken.

Ich erwarte darüber von Ihnen mehr. Sie ſehen meine Bereitwilligkeit, mich Ihnen beſtmöglichſt mitzutheilen. Halten Sie mir das Vernünfteln zu Gute; das iſt noch das Beſte, das ich habe. Ich bin ziemlich fleißig, und habe freilich jetzt mit ſo viel empiriſchem Wuſt zu thun, daß mir oft angſt und bange wird,

wo ich Verdauungskraft hernehmen ſoll. Wie wohl wird mir nicht, wenn ich zuweilen meine liebe Speculation hervorſuchen kann und mich hier allein ſtark und lebendig fühle. Machen mir's die Empiriker zu toll, — da mache ich mir eine empiriſche Welt, wo alles hübſch nach ſpeculativem Schlendrian geht."

Novalis an Auguſt Wilhelm von Schlegel.

„Freiberg, 24. Februar 1798.

Ihr Befehl kommt meinem Wunſch entgegen. Seltener Fall mit Befehlen. Sie ſollen mich gewiß künftigen Sommer nicht zu wenig ſehen. Indeß wundern Sie ſich nicht, wenn Sie mich noch in der Zwiſchenzeit plötzlich in Ihre Stube treten ſehen. Dann will ich Sie von der Beſorgniß befreien, daß ich hier zu lauter a + b werde. Ich bin vielmehr wahrhaft entſchloſſen, die Mathematik künftig ſehr verächtlich zu behandeln, weil ſie mich wie einen ABC-Schützen behandelt. Mit der Chemie iſt die Gefahr größer; jedoch hat mich meine alte Neigung zum Abſoluten auch diesmal glücklich aus dem Strudel der Empirie gerettet, und ich ſchwebe jetzt und vielleicht auf immer in lichteren, eigenthümlichen Sphären. Beikommende Fragmente werden Sie davon überzeugen. Die meiſten ſind älteren Urſprungs und nur abgekehrt. Ihr beiderſeitiges Urtheil mag ſie zum Feuer oder zum naſſen Wege beſtimmen — ich ſage mich gänzlich davon los. Hätten Sie Luſt, öffentlichen Gebrauch davon

zu machen, ſo würde ich um die Ueberſchrift Novalis bitten, welcher Name ein alter Geſchlechtsname von mir iſt, und nicht ganz unpaſſend. Friedrich's Maxime iſt die meinige nicht. Der Name thut nichts zur Sache und ſchadet ihr gemeiniglich. Hier iſt kein pflichtmäßiges Votum abzugeben, wo jeder ehrliche Mann ſich nennt. Steht Ihnen dieſe Maſſe an, ſo kann ich noch mit mehr aufwarten. Ich habe noch einige Bogen logologiſche Fragmente, Poëticismen, und einen Anfang unter dem Titel „der Lehrling zu Saïs", ebenfalls Fragment, nur alle in Beziehung auf Natur.

Es fehlt mir zu ſehr an Büchern, noch mehr an Menſchen, mit denen ich philoſophiren, an denen ich mich electriſiren könnte. Ich producire am meiſten im Geſpräche, und das fehlt mir hier ganz.

Ihre Einladung auf bildende Kunſt nehme ich mit Freuden an. Schlegel's Fragmente, die neuen, kenne ich noch nicht. Ihre Ahnung und meine Unwiſſenheit ſind ein trefflicher Boden zu Kunſtparadoxen. Ich beziehe mich in puncto der Unwiſſenheit auf eins von meinen ſein ſollenden Fragmenten, ich weiß ja noch nicht, ob ſie Friedrich als Fragmente anerkennt. Wenn bildende Kunſt auch Poeſie iſt, ſo muß ich etwas davon verſtehen. Das Techniſche iſt mir durchaus fremd, — aber die ſchöne Geſtalt, da habe ich doch, wie mich dünkt, Sinn dafür. Ich rede blos von der ſchönen Geſtalt. Von Compoſition u. dergl. weiß ich

gar nichts, daher ich auch nur die einzelne Gestalt sehe, und die Perfection, die Farben und alles Uebrige schlechthin ignorire. Wenn Sie nur erst diese Fragmente gelesen haben werden und die Folge, die noch stärker auftritt, so bitte ich mir von Neuem Ihr Urtheil über meinen Mysticismus aus, der noch ein sehr unreifes Wesen ist. Mündlich davon mehr. Künftig treibe ich nichts als Poesie. Die Wissenschaften müssen alle poetisirt werden, — von dieser realen, wissenschaftlichen Poesie hoffe ich recht viel mit Ihnen zu reden. Ein Hauptgedanke dazu ist die Idee der Religion in meinen Fragmenten.

An Frau Caroline Schlegel, verw. Böhmer, geb. Michaelis.

„Freiberg, 1798.

Weder kommen noch schicken hab' ich können. Wer aber auch eine Natur und Welt zu bauen hat, kann wahrhaftig nicht abkommen. Auf meiner Entdeckungsreise oder Jagd bin ich, seit ich Sie nicht sah, auf sehr viel versprechende Küsten gestoßen, die vielleicht ein neues wissenschaftliches Continent begrenzen. Von neuen Inseln wimmelt's in diesen Meeren. Der Brief über die Antike wird umgeschmolzen. Sie erhalten statt dessen ein romantisches Fragment — der Antikenbesuch — nebst einer archäologischen Beilage. Ich hoffe beinah mit Zuversicht auf Ihr Interesse.

Meine Symphyſik mit Friedrich betrifft meine neueſte Maſſe allgemeiner philoſophiſch-phyſiologiſcher Experimente vorzüglich. An die Form kann ich unter dieſen Umſtänden noch nicht denken; ſchreiben Sie ihm das. Seine Papiere ſoll er eheſtens erhalten. Wann die meinigen verbeſſert, vermehrt und geordnet ſein werden, das weiß ich noch nicht beſtimmt zu ſagen. An meinem Fleiß ſoll das Spät nicht liegen, eher an der Unkunde des Gegenſtandes und an ſeiner unermeßlichen Mannigfaltigkeit, die zwar um deswillen auch höchſt einfach iſt, aber ſo ſchwer als ſolche gefaßt, gehalten und nachgebildet wird."

An Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 11. Mai 1798.

Ich ſchicke Dir hier etwas, was ich gern bald irgendwo abgedruckt hätte. Am beſten ſchickt es ſich in die Jahrbücher der preußiſchen Monarchie, ihrem Plane nach. In Euer Journal paßt es, wie mich dünkt, nicht. Vielleicht ſchickte es ſich auch zum einzelnen Abdruck mit einem Bilde des königlichen Paares, wenn der Buchhändler ſein Conto dabei zu finden glaubt. In dieſem Falle müßte es nur mit typographiſcher Eleganz erſcheinen. Mache es mit dem Buchhändler ganz nach Deiner Meinung ab. Dein Urtheil darüber bitte ich mir aus. Dein Bruder und die Schwägerin haben einzelne Fragmente daraus gehört und waren damit zufrieden. Ohne Glaube und

Liebe iſt es nicht zu leſen. Das Andere ſagt die Vorrede.

Ich habe bald wieder einen Vorrath zur Aufbereitung zuſammen. Zum nächſten oder folgenden Stück ſtehen auch Dialoge zu Dienſten. Späterhin vielleicht ein Roman in Sedez. Ich bin ziemlich fleißig und ziemlich reich an Einfällen. Eine Idee ſuche ich jetzt zu bearbeiten, auf deren Fund ich beinahe ſtolz bin. Sobald etwas davon verſtändlich iſt, ſo ſollſt Du ſogleich Nachricht davon erhalten. Mir ſcheint es eine ſehr große, ſehr fruchtbare Idee, die einen Lichtſtrahl der höchſten Intenſität auf das Fichte'ſche Syſtem wirft — eine praktiſche Idee. Du verzeihſt, daß ich Deine Neugier ſpanne, ohne ſie zu befriedigen. Wahrhaft befriedigen kann ich ſie noch nicht, aber ich mußte Dir doch meine Freude mittheilen, da es nichts Minderes betrifft, als die mögliche evidente Realiſirung der kühnſten Wünſche und Ahnungen jeder Zeit — auf die analogſte begreiflichſte Art von der Welt."

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Teplitz, 20. Juli 1798.

Ich habe die ganze Zeit über auf Nachricht von Euch gewartet. Ich dachte, Du würdeſt mir die Jahrbücher ſchicken und etwas über meine Papiere ſchreiben. Mit dem verſprochenen Briefe dürfte wohl hier nichts werden. Es fehlt an Muße, Büchern und Erlaubniß, den Kopf anzuſtrengen. Indeß bin ich nicht ganz

müßig, und hoffe Euch manches mitbringen zu können, das Euch vielleicht freut. Es ſind nur Früchte einzelner Augenblicke, unter andern Titel Eurer Fragmente. An einer Kritik derſelben ſammle ich. Sonſt ſind die Frauen, die chriſtliche Religion und das gewöhnliche Leben die Centralmonaden meiner Meditationen. Für das Letztere verſprach ich mir insbeſondere Deinen Beifall, weil ich hier einen ganz neuen Standpunkt gewonnen zu haben glaube. Der Ort hier iſt ſehr angenehm. Die Gegend iſt die ſchönſte, die ich ſah. Einige angenehme engliſche Gärten ſind dicht an der Stadt. Man ſieht viele Menſchen, ohne von ihnen gedrückt zu werden."

Juſt an Novalis.

(17. und 24. November 1798.)

„Wir haben Ihre Blumen, Glauben und Liebe, geleſen. Was meine Frau im Allgemeinen dazu ſagt? Wenn Franzoſen hereinkämen, möchten Sie Ihren Kopf feſthalten! Doch wenn ſich nach dieſem Aushängeſchild ein Monarch in Ihnen einen eingefleiſchten Monarchiſten kaufen wollte, und Sie dann nach dem Kaufe näher beſähe, würde er ſich trefflich betrogen finden. Wir haben im Allgemeinen ſchöne Stellen darin gefunden, und wenn ich ſie alle bezeichnen ſollte, müßte ich den größten Theil dieſer Geſänge bezeichnen. Eine einzige wünſchte ich ganz hinweg, die, wo Sie den Höf-

lingen zu ſchmeicheln ſcheinen. Ich weiß zwar wohl, daß Sie nur davon reden, daß Diejenigen, die um einen guten Fürſten ſind, ſchon um dieſer Nähe willen ſelbſt gut werden müſſen. Aber wie ſehr widerſpricht die Erfahrung dem Ideal, und wie ſehr werden Höflinge dieſe Stelle mißbrauchen, da die meiſten doch nur als Wolken zwiſchen Himmel und Erde ſchweben und als ſolche ſterben wollen. Ich glaube immer, daß ich darin den Verfaſſer, wäre er mir auch unbekannt geweſen, erkannt hätte. Wie Sie mit einem Male ein Verfechter der Monarchie geworden ſind, das erkläre ich mir ſo: Sie ſtudiren jetzo die Wiſſenſchaften. Der Charakter der Wiſſenſchaft iſt, daß ſie ſich von einem einfachen Grunde herleitet. So kann das Staatsrecht nur klar zur Wiſſenſchaft werden, wenn es auf einem einfachen Grunde ruht. Dieſer zeigt ſich im Monarchen. Sie ſind ein Liebhaber ſchöner Frauen. Nun beſitzt gerade jetzt die Erde unter den Erdenkönigen einen guten Monarchen, und dieſer eine gute Frau; zwei ſchöne Formen in der monarchiſch-politiſchen Welt. Nothwendig muß Ihr Herz für dieſe Formen eingenommen werden, und den Verſtand, der ſo ſchon für die Monarchie geſtimmt war, ganz determiniren. Wer Sie nicht ſo ganz kennt, wird glauben, Sie hätten dieſe Geſänge mit Rückſichten geſchrieben. Wir aber wollen Sie wider dieſen Vorwurf, der Ihnen gemacht werden kann, vertheidigen. Denn Sie würden ebenſo geſchrieben

haben, wäre auch Ihr Held der König von Siam geweſen. Im Blüthenſtaub habe ich manches halb, manches nicht und manches ganz verſtanden. Die Idee und Abſicht des Ganzen haben Sie meines Erachtens im letzten Fragment angegeben. Ich freute mich manchmal, alte Bekannte darin zu finden; auch machte es mir wahres Vergnügen, manchmal ausrufen zu können: ‚das iſt ächter Hardenbergianismus‘. Daß Sie ſo ein Freund von Antitheſen ſind, hatte ich vorher noch nicht bemerkt. Ich weiß aber ſchon, daß ſie in ſolchen Aufſätzen von jungen witzigen Köpfen gemeiniglich geſucht und gelobt werden. Zu manchem Bilde habe ich Ihnen wohl auch geſeſſen, beſonders wenn es auf philiſtermäßige Ordnung ankam. Mit den Vorſtellungen in der Religion geht s Ihnen wie Kant. Beide behalten die Worte aus dem chriſtlichen Religionsſyſtem bei und legen ihnen andere Bedeutungen unter. Der ganz gemeine Leſer glaubt, man halte es noch ganz mit dem alten Syſtem. Der Forſchende ſieht nun wohl bald das Gegentheil; aber der Eine iſt nun auch mit dem modernen Interpreten unzufrieden, während ihn der Andere dennoch achtet und liebt, wenn er ſchon ſeine Interpretation nicht gutheißen kann. Man muß ſchon (und das haben Sie auch mit Kant gemein) mit Ihrer Sprache etwas bekannt ſein, wenn man Sie verſtehen und beurtheilen will. Ich glaube, daß ich Ihre Sprache und Ihren Ideengang genauer kenne

als mancher Ihrer Leſer. Dennoch iſt mir ſo manches in den Fragmenten unerklärbar geblieben. Darum wünſche ich, und Sie wiſſen, wie ſehr ich die Deutlichkeit liebe, daß Sie künftig doch mehr auf's Publikum Rückſicht nähmen, damit Sie mehr geleſen, richtiger verſtanden und billiger beurtheilt werden können. Behalten Sie immer Ihre Originalität im Denken, Ihren Reichthum an Bildern, aber führen Sie eine verſtändlichere Sprache. Denn ſobald Sie im Publikum ſchreiben, müſſen Sie auch für's Publikum ſchreiben. Oder wollen Sie nur für wenige Eingeweihte ſchreiben? Wenn Sie meine Kritik über Ihre Schriften leſen, werden Sie freilich den Philiſter finden; aber darum höre ich nicht auf, Ihr warmer inniger Freund zu ſein."

Novalis an Friedrich Schlegel.

(Ohne Datum.)

„Zu dem Athenäum im neuen Styl werde ich vielleicht literariſche Correſpondenz-Nachrichten im flüchtigſten leichteſten Styl einſchicken, wenn es wirklich noch ſo weit kommt.

Schade, daß ich jetzt noch ſo viel zu thun habe; Stoff zu intereſſanten Briefen hätte ich im Uebermaß. Mit den romantiſchen Projekten muß ich auch noch eine Zeitlang zurückhalten.

Der Kaufmann iſt jetzt an der Tagesordnung.

Chemie und Mechanik und Technologie im allgemeinen Sinn müſſen jetzt vorzüglich daran. Das Andere muß warten."

An Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 20. Jänner 1799.

Ich habe Dir viel zu ſagen. Die Erde ſcheint mich noch viele Jahre feſthalten zu wollen. Das Verhältniß, von dem ich Dir ſagte, iſt inniger und feſſelnder geworden. Ich ſehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nie geliebt worden bin. Das Schickſal eines ſehr liebenswerthen Mädchens hängt an meinem Entſchluß, und meine Freunde, meine Eltern, meine Geſchwiſter bedürfen meiner mehr als je. Ein ſehr intereſſantes Leben ſcheint auf mich zu warten, n deß aufrichtig wäre ich doch lieber todt.

Wäre meine Geſundheit im Stande, ſo lebte ich jetzt glückliche wunderbare Tage. Seit zwei Monaten habe ich wenig thun können. Angſt, Zerſtreuung, Geſchäfte, Reiſen, und nun wieder Freude und Liebe, hielten mich außer Krankheitszufällen ganz von der Feder entfernt. Jetzt drängen mich techniſche Studien aller Art in den letzten Monaten meines Hierſeins. Ich ſammle viel, vielleicht kommt im Sommer die Zeit der Ausführung.

Ueber Deine Anſicht von der Religion möchte ich am liebſten mündlich mit Dir ſprechen. Deine Meinung von der Negativität der chriſtlichen Religion iſt vortrefflich.

Das Chriſtenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage, der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menſchenthums erhoben, einer ächten Veſte, eines lebendigen moraliſchen Baues.

Damit ſchließt ſich dies vortrefflich an meine Idee von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit an*), deren Perſönlichkeit und Urkraft mir unbeſchreiblich einleuchtend geworden iſt. Die Thätigkeit des Raums und der Zeit iſt die Schöpfungskraft, und ihre Verhältniſſe ſind die Angel der Welt. Abſolute Abſtraktion — Annihilation des Jetzigen — Apotheoſe der Zukunft — dieſer eigentlichen beſſern Welt, dies iſt der Kern der Geheiße des Chriſtenthums, und hiermit ſchließt es ſich an die Religion der Antiquare — die Göttlichkeit der Antike — die Herſtellung des Alterthums, als der zwei Hauptflügel, an. Beide halten das Univerſum als den Körper des Engels im ewigen Schweben, im ewigen Genuß von Raum und Zeit."

Novalis an Caroline Schlegel, geb. Michaelis.

„Freiberg, 20. Jänner 1799.

Seit zwei Monaten iſt bei mir alles in's Stocken gerathen, was zum literariſchen Weſen gehört. Nicht drei gute Ideen habe ich in dieſer geraumen Zeit

*) Schriften, Bd. II, S. 492.

gehabt. Jetzt lebe ich ganz in der Technik, weil meine Lehrjahre zu Ende gehen, und mir das bürgerliche Leben mit mancherlei Anforderungen immer näher tritt. Die Poesie mit lebendigen Kräften, mit Menschen und sonst gefällt mir immer mehr. Man muß eine poetische Welt um sich her bilden und in der Poesie leben. Hierher gehört mein mercantilischer Plan. Diesem ordne ich die Schriftstellerei unter. Ich lobe Wilhelm wegen seines lebhaften Treibens der Professorei. Auch dies gehört zur schönen liberalen Oekonomie, dem eigentlichen Element des gebildeten Menschen.

Schreiben Sie mir nur bald von Ritter und Schelling. Ritter ist Ritter, und wir sind nur Knappen. Selbst Baader ist nur sein Dichter."

An Caroline Schlegel.

„Freiberg, 26. Februar 1799.

Denken Sie sich nur unsern prächtigen Kreis. Vor dem Jahre standen zwei noch so verwaist da. Einer schien auf glühendem Boden zu stehen. Er sah sich immer um, und wer weiß, was ein hellgeschliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihm eine freundliche Gestalt, wie eine Gabe von Oben, weihend und dankbar in die Höhe, und ein irdischer, erquickender Schlaf hat seine Augen für eine andere Sonne wieder geschlossen. Also zurück im Lande der Träume, und nun mit voller Seele bei Euch, treffliche Mitschüler.

Jetzt kann erſt rechte Freundſchaft unter uns werden, wie denn jede Geſellſchaft nicht aus einzelnen Perſonen, ſondern aus Familien beſteht; nur Familien können Geſellſchaften bilden, — der einzelne Menſch intereſſirt die Geſellſchaft nur als Fragment, und in Beziehung auf ſeine Anlage zum Familienglied. Gewiß wird Julie ganz für Sie und Alle paſſen.

Aber ich bitte Sie um Verſchwiegenheit. Noch weiß meine Familie Nichts. Ich muß durchaus der erſte ſein, durch den mein Vater etwas erfährt. Thielemanns ſind jetzt hier. Wir leben ſehr vergnügt. Schade nur, daß mir jetzt keine Zeit zum ideenreichen Müſſiggänger bleibt und ich ſo ſelten mich ſammeln und auf meinen innern Sprechorganen phantaſiren kann. Ich fühle jedoch, daß dieſe Unterbrechung eine ruhige weinreiche Gährung befördert, und ich nach geendigtem Lernen mit neuer gebildeter Kraft zur alten Poeſie und Philoſophie zurückkehren werde. Beide ſind zur glücklichen Ehe unentbehrlich, und ohne ſie muß jeder Umgang in Verdruß und Langeweile umſchlagen.

Rouſſeau hat die Weiblichkeit ausſchließlich verſtanden, ſeine Philoſopheme ſind aus einer nachdenkenden weiblichen Seele entſtanden. Seine Apologie des Naturſtandes gehört in die Frauenphiloſophie: die Frau iſt der eigentliche Naturmenſch, die wahre Frau das Ideal des Naturmenſchen, ſowie der wahre Mann das Ideal des Kunſtmenſchen.

Naturmenſch und Kunſtmenſch ſind die eigentlichen

urſprünglichen Stände. Stände ſind die Beſtandtheile der Geſellſchaft. Die Ehe iſt die einfachſte Geſellſchaft, wie der Hebel die einfachſte Maſchine. In der Ehe trifft man die beiden Stände. Das Kind iſt in der Ehe, was der Künſtler in der Geſellſchaft iſt, ein Nichtſtand, der die innige Vereinigung, den wahren Genuß beider Stände befördert.

Die große Ehe, der Staat, beſteht aus einem weiblichen und männlichen Stand, die man halb richtig und halb unrichtig den ungebildeten und gebildeten Stand nennt. Die Frau des gebildeten Mannes iſt der Ungebildete. Leider iſt bei uns der Ungebildete weit hinter dem Gebildeten zurückgeblieben. Er iſt zur Sklavin geworden. O! daß er wieder Frau würde.

Die höchſte Liebe wirkt verſchieden auf die Menſchen. Bei mir war alles im Kirchenſtyl, oder im doriſchen Tempelſtyl. Jetzt iſt bei mir bürgerliche Baukunſt.

Ich bin dem Mittage ſo nahe, daß die Schatten die Größe der Gegenſtände haben, und alſo die Bildungen meiner Phantaſie ſo ziemlich der wirklichen Welt entſprechen.

Mein Roman wird dieſen Sommer wahrſcheinlich in Teplitz oder Karlsbad fertig. Indeß wenn ich ſage fertig, ſo meine ich den erſten Band; denn ich habe Luſt, mein ganzes Leben an einen Roman zu wenden, der allein eine ganze Bibliothek ausmachen,

vielleicht Lehrjahre einer Nation enthalten ſoll. Das Wort Lehrjahre iſt indeß falſch, es drückt ein beſtimmtes Wohin aus. Bei mir ſoll es aber nichts als Uebergangsjahre vom Unendlichen zum Endlichen bedeuten.

Ich hoffe damit zugleich meine hiſtoriſche und philoſophiſche Sehnſucht zu befriedigen. Eine Reiſe nach Süden und Norden iſt mir als Vorbereitung hierzu noch unentbehrlich."

Friedrich Schlegel an Novalis.

(Ohne Datum.)

„Dein göttlicher Gedanke gefällt mir, den Staat als Ehe der gebildeten und ungebildeten, — künftig der bildenden und der gebildeten Maſſe zu betrachten.

Ich ſtimme Dir bei, daß das Chriſtenthum eine Religion der Zukunft, wie die der Griechen eine Religion der Vergangenheit iſt, ſchon bei den Alten ſelbſt. Aber iſt ſie nicht noch mehr eine Religion des Todes, wie die claſſiſche eine Religion des Lebens?

Mir däucht, ich finde darüber herrliche Andeutungen in Deinen gedruckten Sachen. Wenn Du doch die Gedanken, die Du über das Chriſtenthum haſt, einmal in einem Brennpunkt ſammeln wollteſt. Ich glaube, Du biſt der erſte Menſch unſeres Zeitalters, der Kunſtſinn für den Tod hat."

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 31. Jänner 1800.

Euer Fleiß und Eure Idee mit dem Athenäum iſt mir lieb. Ich gebe Euch die Lieder gern in dies Stück der Verſöhnung. Meinen Liedern gebt die Aufſchrift ‚Probe eines neuen, geiſtlichen Geſangbuches'.

Außerdem ſchicke ich auch noch ein langes Gedicht, vielleicht paßt es Euch zu Eurem Plan. Die Europa ſchickt mir wieder, ich habe eine andere Idee damit. Sie kann mit einigen Veränderungen zu einigen öffentlichen Reden kommen und mit dieſen beſonders gedruckt werden. Die Beredſamkeit muß auch gepflegt werden und der Stoff iſt herrlich, z. B. Reden an Bonaparte, an die Fürſten, an's europäiſche Volk, für die Poeſie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert.

Das Neueſte von mir iſt ein bald fertiger Roman Heinrich von Ofterdingen.

Wenn nicht Alles entgegen iſt, ſo kommt er ſchon Oſtern. Sobald ich fertig bin, erhältſt Du ihn im Manuſcript. Ich habe jetzt nichts im Kopfe als Romane und Luſtſpiele. Der Lehrling zu Saïs kommt nach der Vollendung des obigen Romans ſogleich in Arbeit. Lieder füllen einzelne Nebenſtunden aus, und die Reden ſind für den Sommer zur Unterbrechung des Romantiſchen beſtimmt. Zu einem geiſtlichen

Journal sammle ich bis Michaelis Stoff. Ich bin mit Arbeiten überhäuft, da ich noch Theil an einem technischen Journal in Freiberg nehmen soll. Indeß bin ich heiter und rüstig, und habe keinen anderen Wunsch, als Julien bald zu besitzen und gesund zu sein, um meine Zeit so gut als möglich zu benutzen."

An Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 5. April 1800.

Ich habe mit Fleiß lange geschwiegen. Die ganze Zeit bin ich viel beschäftigt gewesen, und erst seit einigen Tagen habe ich den ersten Theil meines Romans zu Ende bringen können. Sobald er in's Reine geschrieben ist, welches ungefähr in acht Tagen geschehen sein wird, schicke ich ihn gleich zu Euch. Es sollte mich innig freuen, wenn Ihr an diesem ersten Versuch Gefallen fändet. Er wird gedruckt ohngefähr 20 bis 22 Bogen stark werden. Doch muß ich erst wissen, ob Ihr Euer Approbatur darunter setzt. Der Plan ist deutlich genug hingelegt, und der Stoff ein sehr günstiger. Die Wahl ist geglückt; über die Ausführung mag ich nichts sagen, weil man sich leicht in eine fehlerhafte Ansicht verlieren kann. Der vollständige Titel ist: ‚Heinrich von Ofterdingen. Ein Roman von Novalis. Erster Theil: die Erwartung.'

Es sollte mir lieb sein, wenn Ihr Roman und Mährchen in einer glücklichen Mischung zu bemerken glaubtet, und der erste Theil auch eine noch innigere

Miſchung im zweiten prophezeihte. Der Roman ſoll allmählig in's Mährchen übergehen. Es ſind auch einige Lieder darin, die ich Euch mit einiger Gewißheit ſchon vorlegen kann. Am neugierigſten bin ich auf Euer Urtheil am Schluß des erſten Theils.

Warum haſt Du mir denn keine Gedichte geſchickt? Ich bin äußerſt begierig, etwas von Dir zu leſen. Tieck hat mir viel Wunderbares davon geſchrieben. Du würdeſt ſie mir aus Freundſchaft ſchicken, wenn Du wüßteſt, wie kümmerlich ich vom eignen Fette zehren muß. Außer mit meinem Bruder, den ich doch ſelten genug ſehe, kann ich mit Niemanden von meinen Lieblingsbeſchäftigungen ſprechen. Wilhelm's Urtheil über meine Sachen bitte ich mir ausdrücklich von dem Deinigen ſeparirt aus; Deines iſt allemal eigenthümlich, das ſeinige hiſtoriſch und allgemein; die Schwägerin hat ſich gewiß mit müſſigem Anſchauen begnügt. Außer einer gemüthlichen Kritik darf man nichts von ihr erwarten."

An Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 18. Juni 1800.

Heute nur in Eile, daß Ihr mir herzlich willkommen ſeid, den Freitag oder Sonnabend; beſonders da ich jetzt zu Hauſe ſein kann, und ſpäterhin wieder verreiſe. Deinen Tadel fühle ich völlig. Dieſe Ungeſchicklichkeit in Uebergängen, die Schwerfälligkeit in der

Behandlung des wandelnden und belebten Lebens ist meine Hauptschwierigkeit. Geschmeidige Prosa ist ein frommer Wunsch. Der zweite Theil wird der Commentar des ersten. Die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnsucht nach klarem, heißen, durchdringenden Aether, das Unbekannt-Heilige, die Vesta in Sophien, die Vermischung des Romantischen aller Zeiten, der petrificirende und petrificirte Verstand, Arctur, der Zufall, der Geist des Lebens, einzelne Züge blos als Arabesken — so betrachte nun mein Mährchen. Der zweite Theil wird schon in der Form weit poetischer als der erste. Die Poesie ist nun geboren."

Novalis an Friedrich Schlegel.

(Ohne Datum.)

„Fichte ist der gefährlichste unter allen Denkern, die ich kenne. Er zaubert einen in seinem Kreise fest. Keiner wird wie er mißverstanden und gehaßt werden. Du bist erwählt, gegen Fichte's Magie den aufstrebenden Selbstdenker zu schützen. Ich habe es in der Erfahrung, wie sauer dieses Verständniß wird. Manchen Wink, manchen Fingerzeig, um sich in diesem furchtbaren Gewinde von Abstractionen zurechtzufinden, verdanke ich lediglich Dir und der mir vorschwebenden Idee Deines freien, kritischen Geistes."

Novalis an Schlegel.

(Ohne Datum.)

„Ich erwarte, ob Du für gut finden wirſt, mir etwas Näheres von Deiner Reiſe zu ſagen. Mir geht's recht wohl. Ich habe alle Urſache zufrieden zu ſein und bin auch jetzt in glücklicher Ruhe. Ich freue mich jetzt über Alles, aber mit meinem Schön-Denken und -Schreiben iſt's jetzt vielleicht auf immer vorbei. Ich hoffe es wenigſtens von ganzem Herzen. Seitdem ich wieder von Leipzig zurück bin, habe ich keine zehn Blätter geleſen. Dafür bin ich jetzt tüchtig fleißig und nehme Antheil an manchen frohen geſellſchaftlichen Stunden. Meine Geſchwiſter brauchen nach dem Tode meines Vaters auch einen Vater. Dieſe häusliche Familienbeſtimmung iſt ganz die meinige. Dieſe Lebensart bekommt mir wie Bergluft. Tauſendmal ſtärker, inniger und friſcher als ſonſt. Mir gefällt es ſehr hier unter dieſer Sonne. Wir trennen uns wie Abraham und Loth. Du gehſt nach Aufgang der Sonne, ich den gewöhnlichen Weg nach Weſten zu. Uns Beide aber trägt der unendliche Vater am klopfenden Herzen, wenn wir unſere Kraft brauchen, ſoweit es gut iſt und ſchön, und er ſelber läßt uns himmliſche Freiheit."

Viertes Kapitel.

„Wir werden die Welt verstehen, wenn wir uns selbst verstehen, weil wir und sie integrante Hälften sind. Gotteskinder, göttliche Keime sind wir. Einst werden wir sein, was unser Vater ist."

Novalis.

Ehe wir Novalis auf seinem kurzen Lebensgang zu seinem frühen Grabe begleiten, ist es nöthig, eine über ihn später aufgebrachte Sage zu widerlegen; die nämlich: Novalis sei katholisch geworden. Viele Menschen glauben sie; Andere wissen nicht, ob sie Dichtung oder Wahrheit ist, und die Meisten nehmen wohl an, daß Novalis, wenn er auch nicht äußerlich zur katholischen Kirche übergetreten sei, doch innerlich die Ansichten der römischen Katholiken getheilt habe, und im Herzen eigentlich ein solcher gewesen sei.

Wie ist nun aber diese Sage entstanden, da doch Novalis nie dergleichen Gedanken gehegt hat?

Leider müſſen wir ſagen, ſeine beiden Freunde, L. Tieck und Fr. Schlegel, ſind Schuld daran. Erſterer durch ſeine oberflächliche, unkritiſche Art, die Schriften des Freundes herauszugeben; letzterer, nachdem er ſelbſt katholiſch geworden, durch den Wunſch, in Novalis der römiſchen Kirche einen werthvollen Convertiten zu verſchaffen.

Betrachten wir die Thatſachen ſchärfer. Juſt, der Novalis eigentlich von allen ſeinen Freunden am genaueſten kannte, ſchreibt in Bezug auf ſeine geiſtlichen Lieder, nachdem ſie in der erſten, von Tieck veröffentlichten Ausgabe der Nachlaſſenſchaft bekannt geworden waren: „Seit Sophiens Tode hatte er eine Vorliebe für Lavater's und Zinzendorf's Schriften, katholiſche Erbauungsſchriften, ja ſelbſt für Jacob Böhme's Werke gewonnen. Hieraus wird man es erklärlich und verzeihlich finden, daß in ſeinen geiſtlichen Liedern Stellen vorkommen, die man von dem aufgeklärten Denker nicht erwartet hätte. Seit Sophiens Tode ward ihm der Glaube an Gott und Unſterblichkeit zum Bedürfniß. Zu dieſem geſellte ſich nachher der Glaube an Jeſum, und nun erlaubte ihm ſeine Phantaſie und ſein äſthetiſcher Sinn einen andächtigen Seitenblick auf Maria."

Wir fragen nun: Was veranlaßte Juſt dazu, gewiſſermaßen eine Entſchuldigung der geiſtlichen Lieder ſeines Freundes zu liefern?

Einmal müſſen wir allerdings auf die rationaliſtiſche Strömung in der damaligen proteſtantiſchen

Kirche Rückſicht nehmen, welcher der Glaube an Jeſum, den Sohn des lebendigen Gottes und den Heiland der Welt, den dieſe Lieder bekennen, abhanden gekommen war. Aber dies iſt doch nicht das, was Juſt eigentlich meint und was ihn ſelbſt augenſcheinlich frappirt hat. Sondern es ſind die beiden Lieder an die Maria, welchen wir unter den geiſtlichen Liedern begegnen.

Juſt iſt ſichtlich nie auf den Gedanken gekommen, in Novalis einen römiſchen Katholiken zu ſehen. Die Anſicht ſeines Freundes von dem römiſchen Papſtthum hat er aus ſeiner Freude am Paradoxen erklärt und auf eine Linie mit ſeiner Vertheidigung des Robespierre'ſchen Schreckensſyſtem geſetzt. Er ſagt in dem kurzen Lebensabriß Friedrich's S. 13:

„Drei Dinge waren es, für die Novalis damals und wie ich glaube bis an ſeinen Tod Vorliebe hatte: Conſequenz im Denken und Handeln, äſthetiſche Schönheit und Wiſſenſchaft. Der Vorzug, den er der erſteren gab, verführte ihn ſo, daß er z. B. dem Robespierre'ſchen Schreckensſyſtem, das er um ſeiner Abſcheulichkeit willen haßte, doch um der Conſequenz willen eine Lobrede halten konnte. So gab er einſt in ſeinem letzten Lebensjahre einem katholiſchen Freunde, der mit ihm bei mir war, einen Seelenſchmaus, indem er die Conſequenz der römiſchen Hierarchie ſchilderte, eine Geſchichte des Papſtthums hineinflocht, und ſo der

Panegyriker der päpſtlichen Alleinherrſchaft wurde. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht auf, und machte dann wohl auch den Sophiſten."

Juſt iſt ohne Zweifel durch die erſte Ausgabe von Novalis' Schriften höchſt überraſcht worden. Es war dieß durch Tieck verſchuldet, welcher in dieſe Ausgabe die beiden Lieder an die Maria aufgenommen hat, die Novalis nicht als geiſtliche Lieder, ſondern als einzulegende Dichtungen zu dem zweiten Theile des Heinrich von Ofterdingen concipirt hat.

Daß ſich Juſt wunderte, war natürlich; und man ſieht, er giebt ſich die größte Mühe, ſich ſelbſt die Sache zu erklären. Tieck aber, der die Handſchriften beſaß, und zwar um ſie herauszugeben, hätte wohl die Verpflichtung gehabt, ſorgfältiger und kritiſcher zu verfahren. Er hat ſich doch gehütet, das Lied aus dem erſten Theile des Ofterdingen: „Das Grab ſteht unter wilden Hilden, das Grab, darin der Heiland lag", als geiſtliches Lied aufzuführen, und er hätte genau daſſelbe Recht dazu gehabt; denn ebenſo wie dies Lied die Stimmung der Kreuzfahrer ſchildern ſoll, ſo ſchildern die Marienlieder die Stimmung der zu Loretto anbetenden Pilger.

Auf einem einzelnen Blatte, auf welchem der Plan des zweiten Theiles von Heinrich von Ofterdingen in großen Zügen verzeichnet iſt, heißt es:

„Heinrich kommt nach Italien, das von Kriegen zerrüttet wird; er sieht sich als Feldherrn an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges spielen in poetischen Farben. Ein großer Krieg wie ein Zweikampf, durchaus edel, human. Kriegslieder. In Pisa findet Heinrich den Sohn Kaiser Friedrich's II. Er wird sein vertrauter Freund. Auch nach Loretto kommt er. **Marienlieder.**"

Statt dieser deutlichen Erklärung, die sich auf dem einzelnen Blatt von Novalis' Hand findet, ist diese Stelle in der ersten Ausgabe der Schriften folgendermaßen geändert: „Auch nach Loretto kommt er. Mehrere Lieder sollten hier folgen."

Novalis hat laut eines Briefes an Friedrich Schlegel vom 20. Januar 1800 seine geistlichen Lieder an denselben zur Herausgabe im Athenäum geschickt; es sind die folgenden:

1) „Was wär' ich ohne Dich gewesen".
2) „Fern im Osten wird es helle".
3) „Wer einsam sitzt in seiner Kammer".
4) „Unter tausend frohen Stunden".
5) „Wenn ich ihn nur habe".
6) „Wenn alle untreu werden".
7) Hymne: „Wenige wissen das Geheimniß der Liebe".

Die Marienlieder fehlen also.

Vermuthlich aber war das Athenäum schon im Druck, denn in dem Jahrgang 1800 finden sie sich

nicht, wohl aber in dem Musenalmanach, der zum neuen Jahr 1802 erschienen und jedenfalls in den letzten Monaten von 1801 gedruckt worden ist.

Die erste Ausgabe der Schriften von Novalis ist gegen das Ende des Jahres 1802 erschienen.

Tieck hat nun die oben angeführte Stelle des einzelnen Blattes wahrscheinlich nicht selbst geändert; denn er hatte kein Interesse dabei, Novalis als römischen Katholiken zu proclamiren; er hat die ganze Sache, das Numeriren der Marienlieder, als zu den geistlichen Liedern gehörig, und die Veränderung jener Stelle des einzelnen Blattes dem Bruder des Dichters, Carl von Hardenberg, überlassen; und dieser hatte das lebhafteste Interesse, Novalis als Katholiken darzustellen, denn er selbst war im Sommer 1802 in Karlsbad durch einen römischen Geistlichen der katholischen Kirche gewonnen worden.

Wenn man die Fragmente des zweiten Theils des Ofterdingen genau nachliest, so wird jedem Unbefangenen einleuchten, daß das Lied Nr. 14: „Wer einmal, Mutter, Dich erblickt" vollständig paßt als weitere Fortsetzung des Liedes, das der Pilger singt: „Liebeszähren, Liebesflammen" und des darauf folgenden Gesprächs mit dem Mädchen:

„Sind Deine heiligen Capellen
Nicht meines Lebens Ruhestellen?"

Passen diese Strophen nicht vortrefflich nach Loretto, diesem altberühmten Marienwallfahrtsort? Und nicht

ebenſo das andere, unter Nr. 15 der geiſtlichen Lieder ſtehende: „Ich ſehe Dich in tauſend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt“?

Klingen dieſe Lieder nicht in dem Munde eines Dichters, der aus dem Mittelalter zu uns ſprechen ſoll, harmoniſcher als in dem eines Dichters unſerer Zeit, eines Philoſophen und Proteſtanten?

Ganz ähnlich verhält es ſich mit dem Aufſatz „Europa oder die Chriſtenheit“, den Schlegel ſpäter benutzt hat, um die Katholicität des Dichters noch mehr zu beweiſen.

In den erſten drei Ausgaben iſt dieſer Aufſatz als Schluß der Fragmente und eben auch nur fragmentariſch gegeben; jedoch fehlt in der That nur wenig von dem, was Schlegel bei der vierten Ausgabe als zuſammenhängenden Aufſatz giebt; er aber hat, treu der Tendenz, die er verfolgte, den ſignificanten Schluß, der gerade den Schlüſſel zu der ganzen Gedankenreihe in dieſem Aufſatz giebt, hinweggelaſſen. Die Entſtehung des Aufſatzes fällt in das Jahr 1799, und Tieck giebt in der Vorrede zu der fünften Ausgabe S. XXXV Folgendes an:

„Novalis kam im Jahr 1799 nach Jena, um uns (A. W. Schlegel, Friedrich Schlegel und mir) dieſen Aufſatz vorzuleſen. Wenn ich nicht irre, ſo war auch Schelling zugegen. Die ‚Fragmente‘ und ‚Blüthenſtaub‘ waren bereits im Athenäum erſchienen, die ‚Lehrlinge von Saïs‘ waren ſchon ausgearbeitet.

Wir erwarteten daher, etwas Bedeutendes zu hören, und die Herausgeber des Athenäums waren entſchloſſen, dieſen Aufſatz aufzunehmen. Da wir uns, als vertrauten Freunden, gegenſeitig ein offenes unbefangenes Urtheil zugeſtanden, wie man es vielleicht ſelten unter Autoren findet, ſo ward nach geendigter Leſung dieſer Aufſatz einſtimmig verworfen und beſchloſſen, daß er nicht durch den Druck bekannt gemacht werden ſolle.

Wir fanden die hiſtoriſche Anſicht ungenügend, die Folgerungen zu willkürlich, und die ganze Abhandlung ſo ſchwach, daß ſehr leicht die Blößen von jedem Kundigen entdeckt werden konnten. Einzelne ſchöne Stellen, tiefſinnige Worte, traten glänzend hervor, und dieſe bedeutſamen Winke und Reden haben wir Herausgeber der Schriften ſchon in der erſten Ausgabe unter die Fragmente geſtellt.

Novalis war viel zu edel und frei geſinnt, um ſich durch dies Urtheil ſeiner Freunde verletzt zu fühlen. Philoſophie und Naturwiſſenſchaft waren vorzüglich die Gegenſtände ſeines Studiums geweſen, die Geſchichte war ihm mehr fremd geblieben; und wenn der geiſtige Blick auch hie und da ſcharf ſah und ſeine Wahrnehmung Merkwürdiges ausſagen konnte, ſo war er auf dieſem Felde doch mehr ein Ahnender als ein Wiſſender.

Ueber dieſe Gegenſtände hatte nach Jahren mein Gehülfe bei der Herausgabe der Schriften unſeres Freundes, Friedrich Schlegel, ſeine Anſichten ſehr ge-

ändert. Carl von Hardenberg, ein Bruder, um einige Jahre jünger als Novalis, ein begeisterter junger Mann, dem aber das Genie wie die gemäßigte Kraft des verstorbenen Bruders nicht zu Theil geworden, war zur katholischen Kirche übergetreten. Er hatte unter den Papieren seines Bruders diesen zurückgelegten Aufsatz gefunden, und schon vor vielen Jahren äußerte er mir die Meinung, man müsse diese Schrift dem Publikum übergeben. Ich widersprach mit den alten, nicht veralteten Gründen.

Nach Carl von Hardenberg's Tode erhielt Friedrich Schlegel mit anderen Papieren diese Abhandlung, und nach langer Zeit, 1826, vermochte er den Verleger, welcher die näheren Umstände nicht kannte, diese Schrift so in diese letzte Ausgabe aufzunehmen. Weil man meines Widerspruchs gewiß war, ersah ich erst aus dem vollendeten Druck, daß dieser vor siebenundzwanzig Jahren verworfene Baustein nun zum Ecksteine dienen sollte."

Aber Tieck hätte Schlegel noch ganz anders und schlagender widerlegen können, als er es in dem weiteren Verlauf der Vorrede thut, wenn er in der ersten Ausgabe genauer nachgesehen hätte, welche Stelle in jenem Aufsatz Schlegel mit großem Geschicke weggelassen hat.

In der ersten Ausgabe nämlich heißt es: „Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben,

seine Liebe zur Kunst, seine Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine Freude an der Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden anderen Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet, das alte Papstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweiten Male eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und **einer neuen dauerhaften Kirche Platz machen?**

• Die andern Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen."

In der fünften Ausgabe hat Schlegel diese Stelle angeführt bis zu den Worten: „Seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung."

Die folgenden beiden Sätze läßt er einfach fehlen, und fährt dann fort:

Die andern Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen."

Die Absicht ist klar und auch mit Geschick ausgeführt.

Daß Tieck in den ersten Ausgaben in jeder Hinsicht richtig mit diesem Aufsatz verfuhr, vor allem in Novalis' eignem Sinne, erhellt aus einem Briefe von Novalis an Schlegel im Januar 1800: „Die Europa schicke mir doch wieder, ich habe eine andere Idee damit. Sie kann mit einigen Veränderungen zu einigen öffentlichen Reden kommen, und mit diesen besonders gedruckt werden. Die Beredtsamkeit muß auch gepflegt werden und der Stoff ist herrlich, z. B. Reden an Bonaparte, an die Fürsten, an's europäische Volk, für die Poesie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert."

Dieser Brief beweist schlagend, daß „Europa oder die Christenheit" nichts Anderes war als eine historische Studie, wie sich so vielfache Studien bei ihm finden, mit der ausgesprochenen Absicht, sich selbst über irgend einen Gegenstand klar zu werden; keineswegs eine Art Glaubensbekenntniß; und wahrscheinlich hat Novalis gerade bei dieser Studie seine Vorliebe für Consequenz im Handeln zu der ungewöhnlich glänzenden Schilderung der katholischen Kirche bewogen. Er ist eine viel zu selbstständige, den Grund aller Dinge erforschende Natur, als daß er sich unter die katholischen Satzungen so ohne weiteres gebeugt hätte; auch ist bei ihm nie und zu keiner Zeit ein Zweifel an seiner Seligkeit oder eine derartige religiöse Aengstlichkeit zu spüren. Und aus diesen zwei Classen von Menschen sammelt ja meist die katholische

Kirche ihre Convertiten; aus den Geistesträgen, denen es bequem ist, daß die Kirche für sie Alles thut, sogar das Denken, und aus den Aengstlichen, denen die Sicherheit, mit der die katholische Kirche für die Seligkeit ihrer Glieder einsteht, ohne daß der Einzelne gerade große Selbstverleugnung oder Ueberwindung seines eigenen Naturells nöthig hat, imponirt und Garantieen bietet.

Wie hängt es nun aber zusammen, daß Schlegel, obgleich er selbst schon 1807 zur katholischen Kirche übertrat, erst im Jahre 1826 die „Europa" hat abdrucken lassen, um diesen Aufsatz als den Beweis von Novalis' Katholicismus hinzustellen, da er doch noch im Jahre 1812 in seinen literarischen Vorlesungen in Wien Novalis keineswegs zu den Gläubigen zählt? Ein Beweis also, daß er bei dessen Leben nie auf diesen Gedanken gekommen sein kann.

In „Friedrich Schlegel, Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, gehalten in Wien 1812" sagt er:

„Eine solche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen entschieden stattgefunden. Sollte ich ein Beispiel anführen, das statt vieler gelten kann, so würde ich meinen verewigten Freund Novalis nennen. Nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerst betreten und zur festen Bahn für Andere ge-

ebnet hätte, sondern weil seine hinterlassenen Gedanken, Bruchstücke und Dichtungen des guten Samens viel enthalten, und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen, die doch alle hinführen zu dem einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß.

In einfacher Würde, mit der schönsten Klarheit hat **Stolberg** die Herrlichkeit seines Glaubens entfaltet.

Es sind noch manche ehrenwerthe Männer in gleicher Weise als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geistesfülle besitzt, auf dem Wege der Philosophie wie Hardenberg, oder eine solche Festigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion mit der Gabe der würdevollen Darstellung wie Stolberg."

Wir dürfen nicht vergessen, daß im Anfang dieses Jahrhunderts eine ganz andere, nicht so hierarchisch-politische Strömung in der katholischen Kirche Statt hatte, wie später und jetzt; daß damals eine gegenseitige Berührung im tiefsten christlichen Grunde unter den ernsten Christen beider Confessionen möglich war. Männern wie Sailer, Oberberg, Fürstenberg, Wessenberg konnte jeder evangelische Christ aufrichtig die Hand reichen; es war damals, nach Aufhebung des Jesuitenordens und in Folge der Josephinischen Gesetzgebung in der katholischen Kirche eine schöne, wahrhaft evan-

gelische Zeit angebrochen. Wären Weissenberg's Reformen, die er anstrebte, allgemein geworden, so hätte sich eine deutsche, nationale Kirche bilden können. Aber durch den beklagenswerthen Mißgriff, daß gerade die nichtkatholischen Mächte die weltliche Macht des Papstes wiederherstellten und bei dem Wiener Congreß diese unglückselige Politik verfolgten, hat die jesuitische Richtung in der katholischen Kirche wieder die Oberhand gewonnen, umsomehr nachdem der Orden selbst 1814 wiederhergestellt ward.

Seitdem ist der Ultramontanismus heraufgewachsen und hat mit großer Klugheit auch im Allereinzelsten und Kleinsten Bausteine zu seinem Werk zusammentragen. So auch Friedrich Schlegel, indem er Novalis als den Vertheidiger der römisch-katholischen Hierarchie, als den poetischen Verkündiger des Mariendienstes proclamirte.

Aber noch einmal sei es wiederholt: die erste Schuld an dieser Täuschung des Publikums trägt Tieck durch seine unkritische Herausgabe der nachgelassenen Schriften des Dichters.

Fünftes Kapitel.

Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinne,
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist.
Novalis.

Wir haben den äußeren Lebensgang von Friedrich von Hardenberg da abgebrochen, wo der Wendepunkt seines Lebens eintrat, bei dem Tode Sophiens. Er machte damals, theils allein, theils mit seiner Mutter und ältesten Schwester, mehrere kleine Reisen, lebte auch im väterlichen Hause, bei Freunden und auf den Salinen; so stärkte sich sein Körper und sein Geist. Seine Studien erstreckten sich vorzüglich auf Arzneiwissenschaft und Bergwerkskunde. Er hatte sich schon seit Sophiens Krankheit aus Neigung mit der ersteren beschäftigt, war mit den neuesten Entdeckungen und mit den herrschenden Systemen der Heilkunde bekannt; aber die Pflicht, die Wünsche seines Vaters, die Liebe zu seiner

Familie, für die er, als älteſter Bruder einſt mitzuſorgen ſich verpflichtet fühlte, beſtimmten ihn, in dem begonnenen Berufe auszudauern und zum Abſchluß ſeiner Vorbereitung auf denſelben im Winter 1797 nach Freiberg zu gehen, um dort unter Werner und Charpentier Geologie und Bergbau wiſſenſchaftlich zu ſtudiren. Der geniale Werner beſonders ward dort ſein Lehrer, und Novalis arbeitete wieder mit Luſt und Liebe.

So war das Jahr vergangen, in dem er zu ſterben geglaubt hatte.

Den Jahrestag von Sophiens Tode feierte er an ihrem Grabe; denn er liebte ſie immer noch treu und ſtark, wenn er ſie auch bald nicht mehr allein liebte.

Novalis war eine Natur, welche ſchon deshalb eines Verhältniſſes zu einem weiblichen Gemüth bedürftig war, um ſich zu einem beſtimmten praktiſchen Wirkungskreis und zum Bau eines eigenen Heerdes zu entſchließen. In Freiberg brachten ſeine Studien ihn in das Haus des Berghauptmanns von Charpentier; und deſſen ſchöne Tochter Julie war es, welche erſt ſeine Hochachtung, dann ſeine Liebe gewann. Er liebte ſie nicht leidenſchaftlich, wie er Sophie geliebt hatte; dieſe Liebe war ruhig, darum aber doch warm und ausdauernd.

Julie Charpentier war ein höchſt gebildetes Mädchen. Der Umgang mit ihr gab Novalis Nahrung für Kopf und Herz. Rührend iſt es, wie er in einem

Gedicht „An Julie“ überſchrieben dieſe ihre gegenſeitige Liebe in Demuth einer höheren Liebe unterordnet; er ſagt darin:

„O laß uns treulich ihn verehren,
So bleiben wir uns einverleibt.
Wenn ewig ſeine Lieb' uns treibt
So wird Nichts unſer Bündniß ſtören.
An ſeiner Seite können wir
Getroſt des Lebens Laſten tragen
Und ſelig zu einander ſagen:
Sein Himmelreich beginnt ſchon hier.“

Mutter und Geſchwiſter wußten ſchon längſt um die Verlobung; aber die Einwilligung des Vaters erfolgte erſt viel ſpäter, ſo daß der erſte, ſo zu ſagen officielle Brief Juliens an die Mutter vom 25. Mai 1800 datirt, während der Gedanke der Verbindung ſchon im Herbſt 1798 erwacht war.

Jener Brief an die Mutter iſt in einer ſchönen Handſchrift klar und fließend geſchrieben und zeigt ſchon dadurch, daß Julie eine andere Perſönlichkeit als Sophie war. Indeß iſt es eine ſchon oft gemachte Wahrnehmung, daß in den meiſten Fällen die zweite Liebe, noch mehr die zweite Frau, eine völlig andere als die erſte iſt, auch dann wenn nur Neigung, nicht äußere Rückſicht, die Wahl entſchieden hat. Liegt es darin, daß bei den wenigſten Männern die Neigungen im ganzen Leben ſich wenigſtens in großen Zügen gleich bleiben, — oder liegt es in dem unbewußten Streben, die Mängel der erſten Frau auszu-

gleichen? Bei Novalis ist die Wahl eine so verschiedene, daß man sagen kann: zwei so ungleiche Wesen konnte derselbe Mann lieben, denn sie störten sich gegenseitig nicht; was die Eine besaß, davon hatte die Andere keine Spur; hätte man die edlen Eigenschaften Beider in Eins verschmelzen können, so würde ein sehr bedeutendes Ganze aus ihnen geworden sein.

Aber noch ehe die Verlobung geschah, zwang seine schwankende Gesundheit Novalis, im Sommer 1798 nach Teplitz zu gehen. Im nächstfolgenden Sommer war der Vater mit zweien seiner Töchter ebenfalls in Teplitz. Dort lernten sie die Familie von Rechenberg kennen; der junge Rechenberg bewarb sich um Karoline von Hardenberg's Hand, und am 11. November 1799 wurde die Hochzeit in Schlöben gefeiert.

Ein Brief von Novalis entwirft ein lebendiges Bild von dieser seiner geliebtesten Schwester.

Friedrich von Hardenberg an F. v. Rechenberg.

„6. August 1799.

Ihr Brief, theurer Freund, hat meine Freude über die Begebenheiten in Teplitz zu einem dauernden Besitz meines Lebens gemacht. Unsere flüchtige Bekanntschaft und der nachherige Briefwechsel hatte mir längst warme Achtung für Sie eingeflößt. Letzthin war ich in Jena und besuchte Ihren Freund Kern. Das Gespräch fiel auf Sie und Ihren vieljährigen Kummer.

Unwillkürlich ſtand Ihr Bild vor mir und blitzſchnell flog es durch meine Seele: das wär' ein Mann für Karoline. Es war im Augenblick vergeſſen, und nun denken Sie meine Ueberraſchung, als ich nach Hauſe kam — treff' ich meine Mutter im Thore und ſie erzählt mir den Inhalt der angekommenen Teplitzer Briefe. Es iſt wirklich ſeltſam, wie unbegreiflich tief der erſte Eindruck oft geſchöpft iſt, und welche Verbindungen oft unſere Seele zufällig damit macht. Ihr Brief iſt ein ſchöner Beweis, wie glücklich mein Gemüth für meine Schweſter wählte. Und daß auch Sie gefunden haben, was Sie ſuchten, ſagt mir die Erinnerung meines Lebens, in welcher meine Schweſter überall als ein wohlthätiges Weſen hervortritt. Ich bin ihr Vieles ſchuldig. Als Kind ſchon hat ſie mich beſeelt. Ihr freundliches, verſtändiges Weſen hat mich von Jugend an als Muſter umſchwebt, und die wenigſten von meinen Bekannten hielten die Probe einer Vergleichung aus. In den traurigſten und hoffnungsvollſten Stunden iſt ſie meine treue Theilnehmerin und Gefährtin geweſen. In Krankheiten hat ſie mich gepflegt und gewartet und manche meiner Thorheiten liebevoll getragen, und oft haben ſie ihr Thränen gekoſtet. Sie erhalten ihr Herz ſo friſch, als es aus den Händen der Natur kommt. Liebe und Religion werden Ihr Haus zur ſichern Freiſtatt in den Stürmen der Welt, zum Aufenthalt des Friedens und der Eintracht machen."

Durch ſeinen Freund Juſt und durch Carlowitz, ſpäteren Bundestagsgeſandten und ſächſiſchen Cultusminiſter, wurden ihm auch die politiſchen Verhältniſſe nahe gebracht und der Wunſch ausgeſprochen, daß er in die ſächſiſche Ständeverſammlung eintreten möge. Die folgende durchſichtige Schilderung von Carlowitz zeigt aber, daß dieſe Inſtitution aus inneren Gründen ihrem Ende nahe war. In der „Europa" findet ſich eine Stelle, welche Aufſchluß giebt, weshalb ihm eine derartige Stellung fremd wär und ſtets fremd bleiben mußte. Allein die Briefe über dieſe Sache ſind ſo intereſſant, daß wir ſie hier einfügen.

Juſt an Novalis.

„Tennſtedt, 16. November. 1798.

Sie ſind geſund, heiter, rüſtig, das freut mich herzlich. Sie werden eine Menge Honig eintragen, und ſo fremdartig auch die Gewächſe ſind, an denen Sie ihn einſaugen, ihn dennoch ſo verarbeiten, daß es ein gleichartiges gutes Product werde.

Von Freiberg aus werden Sie wohl manchmal den Landtag beſuchen, welcher Ihnen in politiſcher und pſychologiſcher Hinſicht, auch um ſeiner Carricaturen willen, ein angenehmes Schauſpiel liefern wird."

Carlowitz an Novalis.

„Dresden, 20. Januar 1799.

Es ſind viele Gründe, warum ich nicht geſchrieben, darunter Familienangelegenheiten, die leider jetzt ſchlecht genug ſtehen, zu beſorgen, oder das Räthſel der ſächſiſchen Verfaſſung zu ergründen, die, wie der Mantel der chriſtlichen Liebe, alle Dummheiten in ſich faßt und jetzt das mächtige Banner der Ignoranz, der Brutalität und des Egoismus geworden iſt. Ich ſchicke Dir den Todtenkopf, er gehörte einem ci-devant-Bedienten meines Bruders, der mitten in Dresden beim Spiel ermordet wurde, und den ſeine Mörder, zur Vermeidung juriſtiſcher Weitläufigkeiten, aufhingen. Ich kannte den armen Kerl und glaube, daß ſeine traurigen Reſte dem Vicekanzler lehrreicher als Dir ſein würden.

Du glaubſt nicht, wie groß die Thorheit und der Unverſtand der ſächſiſchen Stände iſt. Graf Dottleben hatte eine Schrift in der Taſche, in der er auf Abſchaffung der Taufe, des Abendmahles, der Trauung u. ſ. w. antrug. Er wurde mit Beziehung auf die ſymboliſchen Bücher und die ſich darauf gründenden Pacta religionis höflichſt erſucht, ſie in der Taſche zu behalten. Der Domherr Holleufer, Scholaſticus von Merſeburg, wünſchte die Aufhebung aller Anſtalten, wo Schulmänner gebildet werden, weil dergleichen Kerls doch nichts lernten und auch nichts zu wiſſen

brauchten. H. v. Wietersheim bittet um Schiffbarmachung aller Flüſſe in Sachſen, damit die Beſchwerden über die Magazinfuhren erledigt werden möchten. Graf Honnov will die Wittwen und Waiſen der Steuerofficianten verhungern laſſen, weil ſie ſonſt dem Staate zur Laſt fallen könnten. Komm' nur auf einen Tag zu mir, ich will Dich in den Ritterſal führen und Du wirſt dort mehr lernen, als Du wiſſen willſt. Neugierig bin ich, welchen Eindruck es auf Dich machen wird, wenn Du die vornehmſten Glieder unſeres Landes mit der Chocoladentaſſe in der Hand wie ariſtokratiſche Sansculotten ſprechen hörſt. Wäre Rouſſeau auf den ſächſiſchen Landtagen erſchienen, er hätte gewiß nicht geſagt, daß die Majorität die Minorität nicht bloß an der Zahl, ſondern auch an Verſtand übertrifft."

Carlowitz an Novalis.

„Dresden, 10. Februar 1799.

Dein Bild von den Ständen iſt leider ſehr wahr, aber der Entſchluß, nie auf dem Landtage zu erſcheinen, iſt nicht patriotiſch. Jeder thut für die gute Sache, was er kann, und gerade Du würdeſt viel können. Du biſt der einzige mir bekannte Menſch, dem ich zutraue, daß er eine ganze Generation erheben und die verhaßte Stimme des Egoismus, der Dummheit und der Brutalität unterdrücken könnte; Du allein würdeſt uns von der Verachtung retten, die wir verdienen. Glaube nicht, daß meine Neigung zu Dir,

die weder Dankbarkeit allein veranlaßt, noch das Wort Freundschaft in ihrem Umfange ausdrückt, mich zum Uebertriebenen fortreißt. Ich habe mehr Selbstständigkeit als Viele von den Andern, und doch fühle ich meine unbedingte Abhängigkeit von Dir; ich weiß gewiß, daß auch dem Schwarm geborener Sclaven Deine Ueberlegenheit fühlbar sein müßte, die sich jetzt von einem Münchhausen, Planitz, Werthern am Narrenseile führen lassen. Sie machen die Mehrheit unter uns aus und würden sich gewiß unter einem würdigeren Chef mit eben der Bereitwilligkeit zum Guten lenken lassen, mit der sie sich jetzt zu kleinlichen, entehrenden Zwecken hingeben. Nur Du könntest die Scheidewand zwischen den Guten und Bösen bei uns vernichten und das Band wieder knüpfen, das man muthwillig zerrissen hat, um uns Alle der allgemeinen Verachtung und vielleicht künftig der Verantwortung bloßzustellen. Ich wollte gern Alles darum geben, wenn Du unter uns wärst, denn der Schmerz, daß auch ich, beim besten Willen von der Welt und bei der heftigsten Widersetzlichkeit, an meiner Ehre leiden muß, ist unerträglich. Ich habe schon viel Verdruß gehabt, man tadelt mich um meiner eingebildeten Anhänglichkeit an den Hof, eben weil der Sansculottismus unserer ritterschaftlichen Despoten nicht meine Sache ist. Es ist interessant, zu bemerken, wie unbedeutend die Gründe sind, die den elenden Parteizwist unter uns veranlaßt haben. Sie liegen in dem Kopfe eines einzelnen Thoren,

Münchhausen's! Der Satz: ‚Wer nicht für uns ist, ist wider uns', gilt allgemein. Jeder Mensch ist also, er sei so dumm wie er wolle, ein kluger, politisch denkender Mann. Jeder, der sein Urtheil nicht von der Hand eines erbärmlichen Menschen erbetteln will, ist ein Dummkopf oder ein Schranz. So siehst Du also hier Genies, die ich nicht zum Reitknecht haben möchte, und Creaturen des Hofes, die den Hof nie anders zu sehen bekommen, als wenn sie gebeten werden. Ich finde mich sehr geehrt, daß man mich unter die letzte Klasse gesetzt hat. Schulenburg von Kirchscheidungen, mein Bruder und Deine übrigen Freunde sind gleicher Meinung. Wir formiren zwar eine Opposition und gewinnen jetzt täglich mehr an Ansehen, aber wir können doch nur das Böse verhindern, ohne deshalb das Gute zu befördern."

In diese Zeit gehören zwei Briefe von Novalis an zwei Ungenannte, welche einen Abriß seines Lebens bis hierher von ihm selbst geben. Wir lassen sie hier folgen:

Novalis an einen Ungenannten.

(Wahrscheinlich im Winter 1799.)

„Ich komme nun zum Schluß Ihres Briefes, der mich zu einer offenen Mittheilung meiner Privatverhältnisse auffordert. Ihre freundschaftliche Güte muntert mich auf, Sie mit der Geschichte meiner letzten

Jahre bekannt zu machen. Ihr freundschaftliches Interesse an meiner Personalität läßt Sie diesen Beweis meines gänzlichen Zutrauens gewiß gütig aufnehmen, und es würde mich unendlich freuen, wenn Ihr Herz meinen Handlungen beifällig wäre.

Mein Onkel, der im deutschen Orden ist, hatte von Kind auf mir vorzüglich seine Gnade angedeihen lassen und eine besondere Sorgfalt für meine Erziehung getragen. Mein Vater stand von Jugend auf in der innigsten Verbindung mit diesem, in aller Absicht vortrefflichen Manne. Seine Verhältnisse zu ihm waren aber immer mehr die Verhältnisse eines Sohnes zum Vater, als die eines Bruders zum andern. Meines Onkels Charakter ist unerschütterliche Rechtschaffenheit und die strengste Anhänglichkeit an seine Grundsätze. Sein Verstand hat die Cultur eines alten Weltmannes, aber auch dessen Eingeschränktheit. Von jeher verzog ihn das Glück, Dürftigkeit fühlte er nie, und mithin lernte er nie die Erträglichkeit der Einschränkung auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse und die Entschädigungen des Herzens und Geistes für tausend Bequemlichkeiten des Weltlebens kennen. In der großen Welt wuchs er auf und lebte unaufhörlich in ihren Kreisen. Ohne Phantasie und gewöhnt, die Bedürfnisse des Herzens aus dem Gesichtspunkte der Klugheit zu beurtheilen und den Ansprüchen des äußeren Ansehens und Glanzes unterzuordnen, verlor er im Laufe seines Lebens den Sinn für ihre Forderungen,

und opferte ſelbſt ſeiner Meinung und ſeiner Familie ſeine Neigungen.

Er gab mir von Jugend auf Gelegenheit, meine Eitelkeit zu befriedigen, und verſprach ſich von meiner Lebhaftigkeit einen glänzenden Erfolg. Er ſchmeichelte mir mit den angenehmſten Hoffnungen, eine Rolle in der Welt zu ſpielen, und gewiß hätte er mich auf einer ſolchen Laufbahn auf das Wärmſte unterſtützt.

So ergeben mein Vater übrigens meinem Oheim war, und ſo ähnlich in manchen Geſinnungen, ſo wich er doch in dieſem Stück ſehr von ihm ab und brachte uns durch Beiſpiele und Reden eine Verachtung des äußeren Glanzes bei. Er ermahnte uns zum Fleiß, zur Genügſamkeit und äußerte ſeine Freude, wenn wir unſeren Herzen folgten, ohne Rückſicht auf die Meinung der Welt zu nehmen. Er pries uns das Glück einer ſtillen, häuslichen Lage und bat uns oft, nie aus Rückſichten des Intereſſes und der Ambition zu handeln und zu wählen. Mein Oheim hing an den Vorzügen des Standes und der Geburt; mein Vater lächelte über Beides. Ich ging auf Akademieen, von den eitlen Hoffnungen meines Oheims voll und entzündet von dem Verlangen, die große Welt zu betreten. Eine reiche Parthie, hofft' ich, ſollte mir den Weg zu dieſem Eldorado bahnen, und ich glaubte ein tiefes Studium der Jurisprudenz nicht eben nöthig zu haben. Zum Glück hatte ich von frühen Zeiten an einen unüberwindlichen Hang zu den ſchönen

Wiſſenſchaften bekommen, und dieſer hatte ſchon manche Colliſion mit meiner Weltluſt gehabt.

Mein Onkel hatte mir ſchon oft vergebens das Ridicule eines Schöngeiſtes gezeigt, und wenn ich auch im Gefühl dieſer Lächerlichkeit mich wohl hütete, meine Vorliebe blicken zu laſſen, ſo konnte ich doch im Stillen nicht unterlaſſen, dieſe reizenden Beſchäftigungen zu verfolgen.

In Jena kam ich in genaue Bekanntſchaft mit ausgezeichneten Gelehrten, und die Liebe zu den Muſen gewann, je mehr mich die Mode der damaligen Demokratie abtrünnig von dem alten ariſtokratiſchen Glauben machte. Die Philoſophie wurde mir intereſſant, ich war aber viel zu flüchtig, um es weiter als zu einer Geläufigkeit der philoſophiſchen Sprache zu bringen. Ich kam nach Leipzig und gerieth dort in reizende Geſellſchaften, die mich wieder zurück zu den ehemaligen Anſichten und Wünſchen führten und meine Eitelkeit wieder lebhaft rege machten. Zuerſt erwachte dort mein Herz, und eine lebhafte Leidenſchaft für ein Mädchen, die Sie wohl kannten, die jetzige Madame Jourdans in Berlin, ließ mich auf einmal einen Mittelweg ergreifen, nämlich den Soldatenſtand. Die Vorurtheile der Welt waren mir hier zu dieſer Parthie weniger hinderlich und doch konnte ich ein freies poetiſches Leben führen. Jetzt zerfiel ich mit meinem Onkel zuerſt; meine Geliebte entfernte ſich von mir, nachdem ich ſchon entſcheidende Schritte zur Verän-

derung meiner Lage gethan, und meine Eltern wandten alle Mittel an, meinen Entſchluß umzuſtimmen. Es gelang ihnen auch, und ich wurde gewiſſermaßen gezwungen, nach Wittenberg zu gehen und zur Jurisprudenz zurückzukehren. Mein Mißgeſchick weckte meine Ambition, und mein Glück führte mir vortreffliche Lehrer zu, ſo daß in fünfviertel Jahren das Verſäumte nachgeholt und ich examinirt war. Dieſem Zeitraume danke ich die Fähigkeit, mit unangenehmen und mühſamen Gegenſtänden mich anhaltend beſchäftigen zu können. Mein Onkel war mittlerweile mit mir ausgeſöhnt, und dachte auf Erneuerung ſeiner alten Projecte. Der Miniſter Hardenberg wollte ſich meiner annehmen, und ich ſah mich endlich dem ehemaligen Ziele, einer Laufbahn in der großen Welt, nahe. Die Zwiſchenzeit bis zu näheren Nachrichten vom Miniſter glaubte mein Vater mir durch Uebung in ſchriftlichen Arbeiten in einem Amte nützlich zu machen, ich kam nach Tennſtedt. Ich war noch nicht lange in Tennſtedt geweſen, als ich die Bekanntſchaft des unvergeßlichen Mädchens machte, der ich meinen Charakter zu verdanken habe. Nun war die Zeit der Thorheiten und Frivolitäten vorüber, und ich ſah mich beim Eintritt in das männliche Leben von der edelſten Geſtalt begrüßt und auf ewig gefeſſelt. So lange ich in Tennſtedt war und den Unterricht meines Freundes Juſt genoß und mit allem Eifer dem Studium der ſächſiſchen Rechte und Verfaſſung oblag, und meine

Nebenſtunden alten Lieblingsideen und einer mühſamen Unterſuchung der Fichte'ſchen Philoſophie widmete, erfuhr mein Vater von meinen Verhältniſſen nichts. Jener Plan mit dem Miniſter wurde indeſſen aufgegeben. Mein Vater wünſchte mich bei ſich zu behalten und wollte ſeinen Verwandten keine Verbindlichkeit ſchuldig ſein. Ich willigte gern ein, weil ich einſah, daß ich den Beſitz meiner Geliebten am Leichteſten in der Nähe meines Vaters und durch Annahme ſeines Planes, mich zum Saliniſten zu bilden, erlangen würde. Mein Vater war zwar anfänglich nicht mit meiner Verbindung zufrieden, indeß ſein Herz nahm keinen Anſtoß an ihrer Familie und an ihrem Mangel an Vermögen. Er erkannte meine vortheilhafte Veränderung durch ſie und nahm den zärtlichſten Antheil an ihr, als er ſie kennen lernte. Sie wurde tödtlich krank. In den letzten Monaten ihres Lebens wurde mein Onkel mit dieſer Verbindung bekannt, kündigte mir alle Freundſchaft auf, zürnte mit meinem Vater und regte dieſen ſelbſt wieder gegen mich auf. Meine Noth war unbeſchreiblich — ein entſetzliches Vierteljahr verging, während mein Onkel in Weißenfels blieb und uns Allen, beſonders mir, das Leben verbitterte und die Beſuche bei meiner armen Geliebten erſchwerte.

Noch während der Anweſenheit meines Oheims ward ſie dieſem Leben entriſſen, und in kurzer Zeit folgte ihr mein Bruder Erasmus. Der tiefe Schmerz meines Vaters, mein bodenloſes Elend, die Thränen

meiner Familie und der Gedanke an die Rolle, die er in diesen Tagen gespielt, mochten meinen Onkel tief erschüttert haben. Mein Unwille gegen ihn ist längst erloschen. Jede gehässige Empfindung verschwand mit der Blüthe meines Lebens, und jene heilige Asche wird ewig die Gluth meines Herzens und meine Sehnsucht nach Frieden und Liebe erhalten. Seitdem ist jedoch mein Onkel gänzlich von mir getrennt. Was nun folgte in meiner äußeren Lage und in Rücksicht meiner Thätigkeit, das wissen Sie schon; aber noch war Ihnen eine Begebenheit nicht bekannt, die den Sommer meines Lebens erheitert, meiner Thätigkeit eine neue Gewähr schafft und meine Grundsätze durch haltbare äußere Verhältnisse unabänderlich befestigt hat.

Sie können Sich gewiß leicht die Leere meines Herzens vorstellen, das drei Jahr in der süßesten Verbindung gelebt, und den Widerwillen gegen eine Geschäftigkeit und Lage, die jenes Verhältniß nothwendig gemacht hatte, und das nun aufgelöst war. Durch Thielemann's Freundschaft ward ich mit dem Charpentier'schen Hause näher bekannt. Ich hatte noch oft Anwandlungen von tiefer Trauer und Aengstlichkeit, die mir jede herzliche Theilnahme, jede milde stille Geselligkeit unendlich wünschenswerth machten. Ich glaubte nicht lange mehr zu leben, und schloß mich daher an freundliche Menschen mit doppelter Innigkeit an. Sie kennen Julie Charpentier, und es wird Sie gewiß nicht wundern, daß das sanfte bescheidene Wesen

dieſes liebenswürdigen Mädchens mich bald in meiner Stimmung anziehen und mir Zutrauen zu ihr einflößen mußte. Sie ward mir nach und nach unentbehrlich, ohne daß ich ahnte, daß ich mit ihr in ſichere Verhältniſſe treten ſollte. Die Krankheit ihres Vaters zeigte mir die glänzende Seite ihres Herzens in vollem Lichte. Die zärtliche Sorgfalt, die vielen Nachtwachen ſchadeten ihrer eigenen Geſundheit; im Sommer 1798 ward ſie ſelbſt von einem fürchterlichen Uebel, dem Geſichtsſchmerz, befallen. Ich ward, nach einem neuen Verluſte einer alten Freundin, der Erzieherin meiner Sophie, ſelbſt krank und mußte nach Teplitz, und fand ſie nach meiner Zurückkunft in dieſem peinlichen Zuſtande. Jetzt erſt fiel mir der Gedanke, ihr mein Leben zu widmen, lebhaft ein. Ich ſah, daß ohne eine liebende Gehülfin das Leben und jede Theilnahme an weltlichen Angelegenheiten mir eine drückende Laſt ſein und bleiben würde. Juliens ganze Lage ſtellte ſich mir lebhaft vor Augen; ich wußte, daß ich eine treuere, zuverläſſigere und zärtlichere Gefährtin nie finden könnte, fühlte, daß eine beſchränkte, meinen Fleiß aufregendere Lage mir vortheilhaft ſein und kein Mädchen mir dieſelbe leichter ertragen helfen würde; war überzeugt, daß ich ihretwillen keine Aufopferung ſcheuen und ihr vielleicht durch meinen Entſchluß eine unangenehme Zukunft ſparen würde. Alte Verbindlichkeiten glaubte ich durch Uebernahme derſelben Beſchwerniſſe abtragen zu können; ich ſah die

ehemaligen Schwierigkeiten, aber auch die veränderten Umſtände; ich verließ mich auf Fleiß und gütige Vorſehung, und bot Julien meine Hand an. Gleich anfänglich war ich willens, meinen Vater zum erſten Vertrauten und Rathgeber zu machen. Ich kannte ſeine mir günſtigen Grundſätze, wußte, daß ihn Offenheit unendlich rührt, und verließ mich auf die gänzliche Entfernung des Onkels von mir, der jetzt wohl nicht mehr den alten Antheil an ſeinem fremd gewordenen Neffen nehmen würde.. So wenig mir dieſer Plan gelang, indem mein Vater zu früh etwas erfuhr und durch Zufälle meine Mutter und Geſchwiſter früher unterrichtet wurden, ſo freundlich bewies ſich mir das Schickſal durch die Erwerbung von Werner's Freundſchaft und der Ihrigen.

So einverſtanden nun meine Mutter und Geſchwiſter mit mir ſind, und ſo gütig Juliens Eltern mir den Umgang mit ihr erlaubten, wenn ich gleich keine feierlichen Schritte bei ihnen that, und ſie nur durch Julie umſtändlich mit meinen Hoffnungen und Plänen unterrichtete, ſo war doch mein Vater beſonders ungehalten und unzufrieden mit meinem Schritt und nöthigte mich zu völligem Stillſchweigen. Jetzt ſcheint er ſeine Geſinnungen geändert zu haben, und ich hoffe bald mich ſeiner Einwilligung erfreuen zu können. Ich ehre ſeine Bedenklichkeiten, die allein aus ſeinem väterlichen Wohlwollen entſpringen. Er ſieht ſich unvermögend, mich beträchtlich zu unterſtützen und

traut mir nicht zu, mich in die eingeſchränkte Lage finden zu können, die in den erſten Jahren mir bevorſteht. Er fürchtet, mich in Verlegenheit gerathen zu ſehen, und dies hält ihn zurück. Er hätte völlig Recht, wenn Julie nicht ein Mädchen wäre, die aus Liebe zu mir gern jede Unbequemlichkeit einer beſchränkten Lage übernimmt, und wenn ich koſtſpielige Bedürfniſſe hätte. Veränderungen in meiner Familie können meines Vaters Lage vielleicht bald verbeſſern, und ſollte ich ja einige Schulden machen müſſen, ſo ſetzt mich mein künftiges Vermögen in den Stand, ſie leicht wieder zu bezahlen. Ich will nicht beſſer als viele rechtliche und brave Menſchen leben, ich habe mich mit Preiſen und Bedürfniſſen genau bekannt gemacht, und kann, was ich Ihnen ganz allein vertraue, meine Nebenſtunden zu einträglichen literariſchen Arbeiten benutzen. Einſt lohnt mir für tauſend Mühſeligkeiten ein erhebendes Bewußtſein, Juliens Liebe und Dank, und der Beifall meiner trefflichen Freunde. Ich weiß, daß auch mein Freund Werner Julien innig ſchätzt und ſich meiner Wahl herzlich freuen wird."

Aus einem Briefe von Novalis an einen Ungenannten.

„Meinem Freunde, dem Kreisamtmann Juſt, habe ich außer meinem Vater beinahe das Meiſte zu verdanken. Durch ihn habe ich die erſte Bildung zum

Staatsdiener erhalten, und durch ihn bin ich zuerſt an mein Vaterland gefeſſelt worden.

Der Wunſch meines Vaters und die Rückſicht auf ein damaliges ſehr glückliches Verhältniß riß mich in meine jetzige Laufbahn, für die mich vorher weder Studium noch Neigung beſtimmt hatten. Jenes Verhältniß, welches unbeſchreiblich wohlthätig auf meinen Charakter und meine Thätigkeit gewirkt hatte, hörte plötzlich auf, und ich befand mich in dem ungewiſſeſten Zuſtande. Eine alte Idee von Unabhängigkeit und Liebe zu einigen Wiſſenſchaften fing nun an herrſchend zu werden. Ich bat in jener Ungewißheit meinen Vater um die Erlaubniß, Freiberg beſuchen zu dürfen, und ging in der That nicht mit der Abſicht auf eine praktiſche Anſtellung dorthin ab. Mancherlei günſtige Umſtände haben mich dort wieder mit Muth, mit Fleiß für fremde Zwecke und mit Anhänglichkeit an unſere ſächſiſche Verfaſſung erfüllt, und die Bekanntſchaft mit Werner hat eine neue Lebhaftigkeit und Richtung meiner Thätigkeit zur Folge gehabt. Wernern verdanke ich lediglich die Möglichkeit, mit gutem Gewiſſen mich jetzt zu einer praktiſchen, techniſchen Stellung melden zu können. Meinen Eifer glaube ich verbürgen zu dürfen. Mancherlei Pflichten werden ihn nie erkalten laſſen und meine Neigungen ihn vermehren helfen. Meine Kenntniſſe ſind zwar noch unvollſtändig und roh, indeß glaube ich doch jetzt mehr von der Kunſt zu verſtehen, Kenntniſſe ſchnell und richtig zu erwerben, zu ordnen

und zu gebrauchen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich mehrere Jahre noch mit meinem Vater leben, ihm helfen und doch auch ohne die mir unmögliche Reſſource, eine Heirath nach Gelde, ihm nicht beſchwerlich fallen dürfte."

Einen großen Theil des Winters 1799—1800 verlebte Novalis auf der Saline Artern; dort war er ein aufmerkſamer, nicht unthätiger Beobachter. Manche Stunde verweilte er dort in der Saline, anſcheinend unbeſchäftigt, und doch arbeitete ſein Geiſt eben damals an der Möglichkeit einer ausführbaren Verbeſſerung. Er ſammelte unter andern meteorologiſche Beobachtungen, um die Gradirung der Soole auf eine höhere Stufe zu leiten; ebenſo ſtudirte er die Fabrikation des Sonnenſalzes techniſch, chemiſch und kameraliſtiſch. Man darf nicht fragen, was er in dieſem Fach ſchließlich Großes geleiſtet hat. Ein Vorgeſetzter von ihm, der Bergrath Heun, ſagte nach ſeinem Tode gerade in dieſer Beziehung von ihm das Wort: „O Sie wiſſen nicht, was wir an ihm verloren haben!"

Hier ein Brief aus Artern von ihm aus dieſer Periode:

Brief aus Artern von Fritz.

„Ich habe mich dieſe Zeit über mit dem Erdkohlenweſen bekannt zu machen geſucht. Mein Vater hat mich die Etats auf künftiges Jahr fertigen laſſen,

und hier werde ich den für die Saline Artern aus-arbeiten. Der mir aufgetragene rückſtändige Bericht über die Erdkohlenlager in dieſem Theile von Sachſen erfordert, um ihn ſo vollſtändig und gründlich als möglich zu machen, noch viel Zeitaufwand. Es ſind noch eine Menge Reiſen nöthig, um den geognoſtiſchen Theil zu vollenden. Dieſe Unterſuchung hat mich die Unvollſtändigkeit der bisherigen Beobachtungen der Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirge recht lebhaft fühlen laſſen. Der Geognoſt, durch Werner's großen ſyſte-matiſchen Geiſt erregt, hat ein mühſames und weit-läufiges Geſchäft. Die Rückſichten ſind ſo mannig-faltig und der Blick auf's Ganze iſt mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Der Mangel an richtigen Situationskarten iſt ein großes Hinderniß. Schein-bare Unregelmäßigkeiten hemmen die glückliche Ent-wickelung der geognoſtiſchen Geſchichte aus großen, einfachen Thatſachen. Ueberall ſtößt man auf neues, unangebautes Feld und dunkle Stellen. Beſonders merklich wird die Unmöglichkeit, ein einzelnes Stück der Erdoberfläche richtig zu beſtimmen. Die Urkunden dieſer alten Naturgeſchichte ſind voller Interpolationen und unleſerlicher Stellen. Ueberdem fehlen uns höchſt wichtige Kapitel aus der Grammatik dieſer Sprache der allgemeinen Phyſik, und ſelbſt Werner's kühn ent-worfenes Alphabet und Syntax ſcheint noch große Lücken zu haben. Belohnend ſind die Anſtrengungen und der Fleiß der Geologen allerdings; jede Reiſe

trägt Früchte, die Anſicht von Karten und Kabinetten vermehrt den Vorrath geognoſtiſcher Kenntniſſe, und die Größe und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände regt unſere Wißbegierde und Phantaſie mit nicht geringer Kraft an.

Ich bin Werner'n auch für dieſe Erhöhung meines Lebensgenuſſes den innigſten Dank ſchuldig, wenn ich auch nicht jeden Tag Gelegenheit hätte, ſeinen divinatoriſchen Blick zu bewundern.

Wie wichtig würde mir eine Reiſe in ſeiner Geſellſchaft durch Thüringen ſein! Die neueren Formationen hat er noch nicht ſo reichlich ausgeſtattet, und er würde gewiß hier die herrlichſten Entdeckungen machen.

Die Urgebirge haben auf den erſten Blick etwas Anziehenderes. Die Flötzgebirge ſind dem Geognoſten beinahe wichtiger, da hier die Natur mannigfaltiger und deutlicher gearbeitet hat, und ſie noch nicht lange aufgeſtanden iſt, ja wohl gar noch bei ihrer Arbeit überraſcht werden kann."

Wiederum ſchrieb er an einen Freund im Februar 1800:

„Die Philoſophie ruht jetzt bei mir im Bücherſchranke. Ich bin froh, daß ich durch dieſe Spitzberge der reinen Vernunft durch bin, und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausge-

ſtandenen Mühſeligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Uebung des Scharfſinns und der Reflexion ſind unentbehrlich. Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergeſſen, über das Spiel mit Buchſtaben die bezeichneten Größen. Man kann die Philoſophie hochſchätzen, ohne ſie zur Hausverwalterin zu haben und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philoſophie allein keinen Menſchen machen.“

Am 4. März ſtarb Allen unerwartet der Onkel unſeres Novalis, jener oft erwähnte Landcomthur, zu Lucklum. Der Vater Hardenberg wurde von dem Tode dieſes ſeines Lieblingsbruders tief erſchüttert; Fritz ſchreibt in einem Briefe, die Kinder müßten dem Vater jetzt ihre Liebe bei dieſem großen Verluſte doppelt zeigen. Die Schweſter Karoline fing ſeit dieſer Zeit an zu kränkeln, auch Fritz und Sidonie huſteten viel, doch noch achtete man dieſer drohenden Zeichen nicht, im Gegentheil ſchien über Novalis' Haupte ein günſtiger Stern zu ſtehen; ein langjähriger Wunſch nahte ſich ſeiner Erfüllung. Im Sommer 1800 eröffnete ſich ihm nämlich die Ausſicht, eine erledigte Amthauptmannsſtelle in Thüringen zu erlangen. Ging ſeine Hoffnung in Erfüllung, ſo erhielt er einen großen Wirkungskreis; die verſchiedenartigen Funktionen eines Amtshauptmanns boten ſeinem vielſeitig gebil-

deten Geiſte die Gelegenheit zu einer ſehr nützlichen Thätigkeit; dabei blieb ſeine Verbindung mit der Saline unverändert, und doch ſchmiedeten dieſe Geſchäfte alle ihn nicht in ſo enge Feſſeln, daß er ſeinen geliebten Wiſſenſchaften und Muſen hätte entſagen müſſen. Und vor allen Dingen: er hätte ſich dann ein eigenes Haus gegründet, in das er Julie als Frau einführen konnte, um mit ihr ein häusliches Glück zu genießen, nach dem ſein Herz ſo ſehnlich verlangte.

Novalis eilte nach Dresden, ſeine Sache zu betreiben; er reichte ſeine Probeſchrift ein, ſie ward mit Beifall aufgenommen, er wurde zu der Stelle deſignirt und bereitete ſich freudig auf den Eintritt in dieſelbe und auf ſeine Hochzeit vor.

Ehe wir weiter gehen, ſei es uns vergönnt, aus dieſer Zeit von einem Augenzeugen zu hören, welchen Eindruck Novalis auf ihn gemacht hat. Es iſt der berühmte Geologe Profeſſor Steffens, der uns Folgendes von ihm erzählt.

„In Jena lernte ich auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm ſprechen hören. Es war kaum ein Menſch, nach deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich mich wärmer ſehnte. Ich traf ihn zuerſt bei Fr. Schlegel. Sein Aeußeres erinnerte dem erſten Eindrucke nach an jene frommen Chriſten, die ſich auf eine ſchlichte Weiſe darſtellen. Sein Anzug ſelbſt ſchien dieſen erſten Eindruck zu unterſtützen, denn

dieſer war höchſt einfach und ließ keine Vermuthung ſeiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang und ſchlank, und eine hektiſche Conſtitution ſprach ſich nur zu deutlich aus. Sein Geſicht ſchwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironiſch lächelnd, für gewöhnlich ernſt, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor Allem lag in ſeinen tiefen Augen eine ätheriſche Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Daſein löſte ſich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Geſtalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die ſinnliche Wirklichkeit blickte aus der myſtiſchen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Myſtiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn dieſe ſuchten hinter der Sinnlichkeit, in welcher ſie ſich gefangen fühlten, ein tieferes Geheimniß, in welchem ihre Freiheit und geiſtige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war dieſe geheime Stätte die urſprüngliche klare Heimath; von dieſer aus blickte er in die ſinnliche Welt und ihre Verhältniſſe hinein. Die urſprüngliche Mythe, die zu ſeinem Weſen gehörte, ſchloß ihm ſelbſt das Verſtändniß der Philoſophie, aller Wiſſenſchaften, der Künſte und der bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmuth ſeiner Sprache, die Melodie ſeines Styls nichts Erlerntes, ſondern ihm eben das Natürlichſte. Daher bewegte er ſich mit gleicher Leichtigkeit in der Wiſſenſchaft wie in der Poeſie, und die tiefſten, ja

ſchönſten Gedanken konnten ihre Verwandtſchaft mit dem Mährchen eben ſo wenig verleugnen, wie das bunteſte, ſcheinbar willkürlichſte Mährchen ſeine, wenn auch verborgene ſpekulative Abſichtlichkeit.

Die ‚Lehrlinge von Sais‘ und ‚Heinrich von Ofterdingen‘ mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen und ſchienen, ſeinem ätheriſchen Geiſte ähnlich, das Geheimniß, welches die Philoſophie durch ſtrenge Methode zu enthüllen ſucht, urſprünglich zu beſitzen. Daher durfte er ſich über alle Gegenſtände zwanglos äußern, und wenn er ſelbſt behauptete, der Philoſoph ſollte zwar eine Methode beſitzen, aber erſt dann *lehren*, wenn er ſie beherrſchte und aus ihr heraus nicht durch ſie darzuſtellen vermöchte, — ſo ſpricht er ſein eigenes Weſen in der That am klarſten und deutlichſten aus.

Novalis konnte beſonders in größeren Geſellſchaften oder in Gegenwart von Fremden lange ſtillſchweigend in Nachdenken verſunken daſitzen. Ein zartes Gefühl ſchien ihm die Gegenwart verſchloſſener und innerlich entfremdeter Naturen zu verrathen; nur wo ihm verwandte Geiſter entgegenkamen, gab er ſich ganz hin. Dann ſprach er gern und ausführlich und erſchien im höchſten Grade lehrhaft.

Ich ſah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er ſeine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, beſuchte, nur einige Wochen, dann, ſchon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ

ihn mit der beſtimmten Ahnung, ihn nie wiederzuſehen. Wenige Menſchen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen ſo tiefen Eindruck. Wie ich ihm gerne zuhörte, ſo nahm auch er einen freundlichen Antheil an den Anſichten und Ideen, die mich bewegten. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm verlebte, begleitete den Geſang meines Lebens wie eine accompagnirende Muſik, oft wie ein wunderſames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefſten Innern ruhte, und was ich kaum auszuſprechen wagte, mir laut und geiſtig reicher wiedergab.

Ich habe ſpäter Menſchen kennen gelernt, die ganz von ihm beherrſcht wurden, Männer, die ſich durchaus einem praktiſchen Leben weihten, empiriſche Naturforſcher aller Art, die das geiſtige Geheimniß des Daſeins hoch hielten und den verborgenen Schatz in ſeinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wunderſame vielverſprechende Orakelſprüche klangen ihnen die dichteriſch-religiöſen Gedanken von Novalis, und ſie fanden in ſeinen Aeußerungen eine Stärkung, faſt wie der fromme Chriſt in der Bibel.

In der That war Novalis im tiefſten Sinne Chriſt und religiös. Es iſt bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichſten gehören, welche die chriſtliche Kirche kennt.

Mir war in religiöſer Rückſicht Novalis wichtig wie Keiner. Der tiefe Ernſt des Glaubens, wie er

meine Kindheit durchdrang, fing an ſich zu regen und immer mächtiger alle geiſtige Unterſuchung zu tragen, als den ſchon gegebenen feſten Grund des zu Begründenden.“

Sechstes Kapitel.

Iſt es nicht genug, zu wiſſen, daß wir in dieſem Leben einen Flug zu beginnen fähig ſind, den der Tod, ſtatt ihn zu unterbrechen, vielmehr beſchleunigt, da deſſen Fortſetzung einzig und allein von der unwandelbaren Richtung unſeres freien Willens abhängt? Novalis.

Wir haben im vorigen Kapitel geſehen, wie Novalis dicht am Ziele ſtand, ſeine lang gehegten Wünſche endlich Erfüllung zu finden ſchienen. Er war in Dresden geblieben, um dort ſeine Anſtellung als Amtshauptmann des thüringiſchen Kreiſes zu betreiben. Alles ging nach Wunſche; ſchon war ſein Patent ausgefertigt, und er gedachte wenige Tage ſpäter nach ſeinem neuen Wirkungskreiſe abzureiſen. Da überfiel ihn plötzlich ein heftiger Bluthuſten, er wurde ernſtlich krank, ſo daß er vor der Hand in Dresden bleiben mußte. Es vergingen mehrere Wochen, dann trat eine ſcheinbare Beſſerung ein.

Aus dieſer Zeit ſind keine Briefe mehr von ihm vorhanden, nur einzelne Stellen ſeines Tagebuches können wir hier einfügen:

„Was iſt eine ängſtliche Stunde, eine peinvolle Nacht, ein trüber Monat gegen die lange glückliche Ewigkeit?“

„Nur Glauben, Herr, und Zuverſicht,
So fürcht' ich für mich und die Geliebte nicht.“

„Alles, was wir Zufall nennen, iſt von Gott. Mußte nicht Chriſtus ſeine Mutter auch unendlich leiden ſehen? O! er weiß, wie Einem zu Muthe iſt, wenn man ſeine Geliebten leiden ſieht, weil wir leiden.“

„Wem es einmal klar geworden, daß die Welt Gottes Reich iſt, wen einmal dieſe große Ueberzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der geht getroſt des Lebens dunklen Pfad und ſieht mit tiefer, göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren deſſelben hinein.“

„Alle Aengſtlichkeit kommt vom Teufel, der Muth und die Freudigkeit iſt von Gott.“

„Wenn nur körperliche Unruhe nicht immer Seelenunruhe würde. Auf den Körper läßt ſich nicht immer

wirken, aber in der Seele ſollte man ſich die Herrſchaft mit Gottes Hülfe zu erwerben ſuchen."

„Iſt die Seele ruhig, ſo wird auch der Körper bald beruhigt ſein."

„Was nicht gleich helfen will, hilft nachgerade. Nur nicht den Muth und den Glauben verlieren."

„Heißt das Chriſtenthum, ſo kleinmüthig zu ſein?"

„Unwahrheit iſt noch in einem tieferen Sinne ſchlimm, denn ſie bildet zuletzt eine ganz falſche Welt um uns her."

September.

„Wenn man ſich nur immer recht lebhaft ſagen könnte, daß die Angſt meiſt körperlich iſt."

„Muth ſtärkt! Des Herren Wille geſchehe, nicht der meinige. Geduld und Ergebung in Gottes Willen ſind die beſten Hülfsmittel. Auch dieſe Läuterung ſoll ich empfangen! Gott weiß die Zeit der Krankheit, denn jegliche Krankheit hat ihre Zeit. Es iſt nichts ſchwerer, als mit ſich ſelbſt Geduld zu haben — ſeine eigene Schwachheit zu tragen."

8. Oktober.

„Der Unruhe und Angst zu widerstehen, dazu gehört die höchste Geduld. Es ist aber auch das beste Hilfsmittel dagegen.“

9. Oktober.

„Jeder trübe Gedanke ist ein irdischer vorüber-gehender Gedanke der Angst!“

16. Oktober.

„Jetzt vor der Hand habe ich auf zwei Fälle zu denken, auf den Fall, daß ich heirathe oder nicht heirathe: ad 1 ergiebt sich Alles von selbst; ad 2 muß ich mich mit Lektüre versehen. Wird es schlimmer, so verreise ich nach Leipzig, Bamberg oder Jena. Wenn ich nicht heirathe, will ich nach Reichenhall und Tyrol.“

Dieser Ungewißheit machte ein schwerer, völlig unerwarteter Schlag, der die Familie traf, ein Ende. Am 28. Oktober 1800 verunglückte der fünfte Sohn Hardenberg's, ein Knabe von 14 Jahren, in der Saale bei Weißenfels. Friedrich, dem man die Nachricht unvorsichtig mittheilte, wurde so davon erschüttert, daß ihn ein heftiger Blutsturz überfiel. Mehrere Tage schwebte er zwischen Leben und Tod. Die Eltern eilten zu ihm nach Dresden. Mühsam in's Leben zurückgebracht, war von da ab sein Zustand hoffnungslos.

Seine Brüder Karl und Anton blieben bei ihm und pflegten ihn mit Treue und Zärtlichkeit. Anfangs Januar kam der Vater abermals nach Dresden; seine Briefe erzählen den Verlauf.

Hardenberg an seine Frau.

„Dresden, 14. Januar 1801.

Gestern um 3 Uhr Nachmittags kam ich hier an. Meine Kinder waren mir entgegengefahren. Karl stieg gleich in meinen Wagen. Von ihm erfuhr ich über Fritz' Gesundheit, und als ich zu ihm kam, fand ich es auch so. Das Fieber war gestern Abend kaum zu spüren, die Beängstigungen kommen nicht alle Tage, und das Aussehen hat sich seit unserer Abreise Ende November nicht sehr verändert. Allein der Husten und der kurze Athem sind schlimm, so daß ihm das Sprechen schwer wird. Dies ist die genaue Wahrheit, die ich Dir schreiben kann. Er fährt täglich vier Stunden spazieren und braucht Kalkwasser und Eselsmilch. Seine beiden Doktoren sind krank und die Wohnung ist nicht besonders. Ich habe sehr darauf angetragen, nach Weißenfels zu gehen. Wenn das ist, so bringe ich Dir Julien gleich mit."

„Dresden, 15. Januar.

Ich bin gestern mit Karl beim Doktor gewesen, und der hat seinen Consens zu der Reise mit Fritz gegeben. Er giebt wenig Hoffnung, aber doch noch

einige, aus einem Falle, den er auf gleiche Weise behandelt hat. Gott mache es, wie es ihm und uns heilsam ist, und mache seine Seele stille! Last von ihm, die läßt sich tragen, selbstgemachte trägt sich schwer. Mit Fritz haben wir noch nicht gesprochen, aber daß Julie mit uns geht, weiß ich. Nun kommt es darauf an, ob ihr Vater ja sagt!"

„18. Januar.

Erst heute kann ich Dir melden, daß es nun ausgemacht ist, daß wir übermorgen von hier abgehen. Heute Mittag kam Charpentier, wir aßen mit ihm zusammen bei Reinhard, da gab er seine Einwilligung zu Juliens Mitreise, worauf denn auch gleich der Entschluß fertig war, Dienstag zu reisen. Von Hubertsburg werde ich wohl mit Julie voranreisen und einen Tag früher zu Dir kommen."

„Meißen, 20. Januar.

Ich melde Dir heute nur mit der eben abfahrenden Post, daß mein Fritz, ungemein wohl, unsere heutige Reise zurückgelegt hat. Gebe doch der gnädige Gott, daß es ferner so gut gehen möge. Ich freue mich herzlich, Dir eine so gute Nachricht geben zu können!"

Am 24. Januar kehrte alſo der zweite ſterbende Sohn in's Vaterhaus zurück. Jetzt aber kannten die armen Eltern die Krankheit, über deren Verlauf ſie bei Erasmus eine wohlthätige Unkenntniß getäuſcht hatte; jetzt ſahen ſie mit klarem Auge den Todesengel nahen. Es war ein trüber Winter, wie damals vor Erasmus' Tode, aber Eins war anders und beſſer, es war kein innerer Kampf, kein Streit vorhanden. Der Kranke ſelbſt, voll tiefen Friedens, hoffte mit voller Zuverſicht auf ſeine baldige Geneſung. Der Vater trug ſeinen Kummer ſtill, und hielt dadurch Mutter und Geſchwiſter aufrecht; aber wie tief mochte er leiden, da er nicht wußte, wie nahe ihm der Sohn in ſeinen chriſtlichen Anſchauungen ſtand. Er mußte jetzt alles dies auf ſich beruhen laſſen, denn jede Aufregung konnte dem Kranken ſchaden. Es ging ihnen gegenſeitig, wie es oft Naheſtehenden geſchieht, daß ſie wunde Punkte nicht mehr zu berühren wagen, wenn auch ſchon längſt die innerliche Heilung eingetreten iſt und ein offenes, vertrauendes Wort Freude und hohes Glück hervorrufen könnte, aber das eine Wort bleibt unausgeſprochen.

Die bangen Wintertage waren langſam vorübergegangen. Im Februar 1801 ſchreibt Novalis in einem letzten Briefe an ſeinen Freund Juſt: „Die Milchkur ſcheint mir gut zu bekommen. Mein Vater holte mich von Dresden ab. Ich bedurfte der Ruhe

und Julie auch, die mit hierher reiſte und bei mir bleibt. Ich habe in Dresden viel lehrreiche Erfahrungen gemacht. Mit dem Schreiben geht's noch ſchlecht, aber leſen, denken und theilnehmen kann ich wieder etwas. Die Religion iſt der große Lichtpunkt in uns, der ſelten getrübt wird; ohne ſie wäre ich unglücklich!"

Im Frühjahr fing er wieder an zu arbeiten, auch in ſeinen Berufsgeſchäften; er las viel in der Bibel, auch in Lavater's Schriften, und geſchichtliche Studien beſchäftigten ihn lebhaft.

Er litt wenig Schmerzen, nur Beängſtigungen kamen über ihn.

Am 24. März arbeitete Novalis noch längere Zeit. Als Friedrich Schlegel ihn beſuchte, freute er ſich herzlich, ſprach mit ihm über ſeine Arbeiten und äußerte: „Vieles habe ich jetzt erſt im rechten Lichte geſehen, und wenn ich wieder geſund bin, dann will ich erſt recht ſchaffen!"

Gott hatte es anders beſchloſſen. Am 25. März erwachte Novalis ruhig, aber ſehr erſchöpft. Er ließ ſich ein Buch geben und las eine kurze Zeit. Sein Bruder Karl und Schlegel waren gegen Mittag bei ihm, er bat den Erſteren, ihm auf dem Clavier vorzuſpielen, was er ſehr liebte.

Der Bruder erfüllte seine Bitte, und bei diesen Klängen schlummerte der Kranke sanft in ein besseres Leben hinüber, ohne allen Kampf und Schmerz.

Er war noch nicht voll 29 Jahr alt, als er starb, beweint und betrauert von seiner Familie und seinen Freunden, wie es nur Wenigen zu Theil wird.

Seine irdische Hülle ruht auf dem Kirchhofe zu Weißenfels, wo man ihm im vergangenen Jahre ein Denkmal errichtete.

Er selbst aber hat sich in den Herzen der Menschen ein Denkmal gegründet durch seine geistlichen Lieder. Viele haben sich an ihnen erfreut, ohne zu wissen, wo sie entsprungen sind. Sein eigener Vater sang kurze Zeit nach Novalis' Tode in der Gemeinde zu Herrenhut das Lied:

„Was wär' ich ohne Dich gewesen?
Ach, ohne Dich, was würd' ich sein?"

Er fragt beim Hinausgehen aus der Kirche, wer denn der Dichter dieses wunderschönen Liedes sei; tief ergriffen vernimmt er die Antwort: „Ihr Sohn!" Und in diesem Augenblicke ward es ihm klar, daß der Christus, der seines Herzens Krone und Stern seit seiner Jugend gewesen, auch seines Sohnes Heiland und Befreier war, wenn er ihn gleich auf anderem Wege wie er gesucht und gefunden hatte.

Es ist Novalis nicht bestimmt gewesen, in ernster Arbeit als Mann in dem Werke zu stehen, das der Jüngling begeistert verkündigte, „hinauszugehen auf

allen Wegen und die Irrenden hereinzuholen" mit dem unmittelbaren Worte hat er nur zu Wenigen ſprechen können, aber im Geiſte ruft er heute noch allen Denen, die hören wollen, zu:

„Ich ſag' es Jedem, daß Er lebt
Und auferſtanden iſt!"

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.